

Fokalizator

ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR UND KULTUR



Nr. 26/2024

Redaktion

Vladimir Vojinović, Chefredakteur
Ognjen Spahić, Prosa
Andrej Nikolaidis, Essayistik
Stefan Bošković, Drama
Tijana Rakočević, Stellvertretende Chefredakteurin, Lyrik
Senad Gačević, Musikwissenschaft
Sanja Vojinović, Literaturwissenschaft und Lektorat
Milena Ivanović, Literaturwissenschaft
Tamara Milić, Psychologie
Dražen Savković, Soziale Netzwerke
Sario Al Mustafa, Soziale Netzwerke und Web
Relja Brković, Fotografie
Milutin Marković, Design

Auslandsredaktionen

Alida Bremer, Kroatien und Deutschland
Vladimir Arsenić, Serbien
Danilo Brajović, Albanien

Die Zeitschrift wird kofinanziert durch eine Förderung des Ministeriums für Kultur und Medien im Jahr 2024.

Texte, Fotos oder Illustrationen dürfen ohne schriftliche Genehmigung der Herausgeber in keiner Form übernommen oder publiziert werden. Persönlich gekennzeichnete Meinungen und Auffassungen geben nicht unbedingt die Meinungen der Redaktion wieder.

Die Zeitschrift für Literatur und Kultur FOKALIZATOR ist ein periodisch erscheinendes Druckergebnis, gegründet am 15.10.2018 in Podgorica, eingetragen im Medienregister des Kulturministeriums von Montenegro unter der lfd. Nr. 792. Die Zeitschrift erscheint viermal jährlich.

Herausgeber

Fokalizator doo
Bulevar Svetoga Petra Cetinjskog 112
81000 Podgorica, Crna Gora
PIB 03210260
fokalizator@gmail.com, www.fokalizator.me
+382 20 67 57 59

Für den Herausgeber

Goran Vojinović

Eigentümerstruktur
Drago Vojinović 100 % Inhaber,
Drago Vojinović 100 % Inhaber und Gründer des Portals Fokalizator

Druck

Golbi – Podgorica

Auflage

400

ISSN 2661-2550

PROSA

- Andela Bulajić**
9 SOMMER
- Dragana Erjavšek**
13 UNTER DEN WIMPERN
- Danka Ivanović**
15 ERGEBNISSE
- Natalija Kantar**
19 LA VIE
- Olja Knežević**
23 STRADA FORTUNATA
- Sonja Ražnatović**
29 MORBUS MUNDI (CONVERSUS IN ARBORE)
- Tijana Rakočević**
33 LEBEWOHL, YOKOHAMA

POESIE

- 47 **Dragana Erjavšek**
- 53 **Rebeka Čilović**
- 59 **Sofija Kirsanov**
- 67 **Tijana Rakočević**

DRAMA

Marija Mihaljević

75 DAS UNVERÖFFENTLICHTE
TAGEBUCH DER KATERINA RADONJIĆ

ESSAY

Nada Bobičić

83 EIN PRAKTISCHER LEITFADEN FÜR
LITERATURPREISE ODER:
WARUM TRAGEN LITERATURPREISE
KEINE FRAUENNAMEN?

ÜBERSETZERIN

Elvira Veselinović

Elvira Veselinović (*1971 in Dessau) promovierte an der Universität Köln in Linguistik und lebt heute als Übersetzerin, Dolmetscherin und Sprachdozentin in Berlin. Aus der Sprache ihrer Schulzeit, die mittlerweile als Bosnisch, Kroatisch, Serbisch und nicht zuletzt auch Montenegrinisch die Buchtitel zierte, hat sie bereits zahlreiche Werke klassischer und zeitgenössischer Autoren ins Deutsche übersetzt. Zwischen ihren beiden Sehnsuchtsorten Connemara in Westirland und Cetinje in Montenegro hat sie zahlreiche Parallelen erkannt, nicht nur den Regen.

Foto: Nora Novak



LEKTORAT

Stjepanka Pranjković

Stjepanka Pranjković (*1990 in Banja Luka) studierte Translationswissenschaften und Lehramt (Deutsch und Kroatisch). Sie ist als freiberufliche Übersetzerin und Dolmetscherin tätig. Aus dem Deutschen übersetzte sie Werke von Autor_innen wie z. B. Gertraud Klemm, Angela Lehner, Elias Hirschl, Vladimir Vertlib und Julya Rabinowich. Sie wohnt in Zagreb und studiert Gestaltpsychotherapie.



PROSA

- 9 **Anđela Bulajić**
SOMMER
- 13 **Dragana Erjavšek**
UNTER DEN WIMPERN
- 15 **Danka Ivanović**
ERGEBNISSE
- 19 **Natalija Kantar**
LA VIE
- 23 **Olja Knežević**
STRADA FORTUNATA
- 29 **Sonja Ražnatović**
MORBUS MUNDI (CONVERSUS IN ARBORE)
- 33 **Tijana Rakočević**
LEBEWOHL, YOKOHAMA



SOMMER

... Vom feuchten Boden aus betrachtet wirkte die Straße der Schönheit der Sünde¹, wie sie seit neuestem genannt wird, wie ein verdichteter Raum, in dem nichts passiert. Ein paar beengte Meter Asphalt, eingerahmt von grauen Fassaden – scheinbar ein ganz gewöhnlicher Ferienort. Doch tatsächlich verbarg sich hier etwas anderes, ein Paradiesgarten voller reiner, unverdorbener Geheimnisse. Eine kleine Grünfläche zu beiden Seiten des Pfades, ein paar Büsche, präzise entlang der Kante aufgereiht, in gleichmäßiger Entfernung, zierten die wuchtigen Mauern aus jugoslawischen Zeiten und machten sie lebendig und schwungvoll. Dennoch lag ein heftiger Gestank von Feuchtigkeit in der Luft, ein Geruch, der sich tückisch in den Nasenlöchern niederließ und durch die Poren drang wie Opium, das sich langsam im Blutkreislauf ansiedelte und Euphorie brachte. Auf dem Pfad liefen die Köpfe der Gäste benommen zu ihren Zimmern und schauten sich um, als hätten sie ein Wesen aus Urzeiten entdeckt, das sich zum ersten Mal bei Tageslicht zeigt. Der Juli ist besonders heftig. Ich sehe, wie sich ausgedünstete Tropfen an den verschwitzten Leibern vereinigen, spüre alle Hitzewellen, die von mir Besitz zu ergreifen drohen. Während ich eine bequeme seitliche Liegeposition zu finden versuche, halte ich die oberen Ränder meines Bikinis fest. Als ich endlich einen Sandhaufen gefunden habe, der zur Krümmung meines Rückens passt, hinterlassen ein paar große Finger einen roten Abdruck auf meinen Schultern. Ein paar Meter weiter befindet sich ein Schild mit einer durchgestrichenen kleinen Figur im Badeanzug. »Am FKK-Strand ist es verboten, bekleidet zu baden« entweicht es grob dem Mund des hageren Jungen im Security-T-Shirt. Es ist fünf Uhr früh, mein erster Arbeitstag beginnt in drei Stunden. Ich bin in einem roten Bungalow mit der Nummer 143 untergebracht. Vom Fenster aus kann ich die Wasserkante sehen. Das löchrige Holz, behelfsmäßig mit Silikon zugespachtelt, kann sich jeden Moment in Pulver verwandeln. Ein ziemlich großes Ehebett mit blauer Bettwä-

Andela Bulajić



Andela Bulajić wurde 1995 in Cetinje geboren. Sie studierte ein Jahr lang Weltliteratur an der Philologischen Fakultät in Belgrad und schloss anschließend ein Studium in Theaterproduktion an der Fakultät für zeitgenössische Kunst in Belgrad ab. Sie war Mitglied literarischer Zirkel in Belgrad, wo sie ihre Gedichte auf Lesungen vortrug. Sie war Mitglied des Forums junger Schriftsteller im KIC Budo Tomović. Ihre Gedichte wurden in der sechsten und siebten Sammlung junger Schriftsteller des KIC, in der elektronischen Ausgabe der *Vavilonska biblioteka*, auf der Plattform Čovjek-časopis, in der Zeitschrift Kuš und im Sammelband Rukopisi Nr. 44, 45 und 47 veröffentlicht. Sie gewann den dritten Preis im Bibliothekswettbewerb *Braća Nastasijević*, war Finalistin im Wettbewerb des Verlags *Treći trg* für ihre Gedichtsammlung im Jahr 2022, Gewinnerin des ersten „Risto Ratković“-Preises für junge Dichter unter 27 Jahren und Preisträgerin des Verlages Raštan *izdavaštvo* für den besten unveröffentlichten Roman.

sche, ähnlich der in Krankenhäusern, zeigt in die falsche Himmelsrichtung. Sofort nach der Ankunft hatte ich nach einer Ecke geschaut, in die ich es drehen könnte, da es sonst Unglück bringen würde. Rechts ein Einbauschrank, den ich mich nicht zu öffnen traute – ich hatte den Eindruck, irgendein Monster könne mich überraschen, ein Tier, von dessen Existenz man noch gar nichts wusste, aber es befand sich genau hier, in diesem Haus, in dem ich mich vorübergehend aufhielt; noch lange würde man in den Zeitungen vom ungewöhnlichen Tod der jungen Frau berichten, die von einem unbekanntem Reptil angegriffen worden war, welches nach einer gewissen Zeit zum Schutzsymbol der Ada wurde. Ich neigte dazu, mir Bilder vorzustellen, die in der Realität nie Form annahmen. In der Mitte des Zimmers hing ein kleiner Spiegel an der Wand. Ich konnte mich darin nur spiegeln, wenn ich mich auf den Stuhl setzte, den man zuerst unterm Tisch hervorziehen musste, der ebenfalls an der Wand lehnte, mit einer riesigen Schub-

1 *Lepota poroka* (dt. *Schönheit der Sünde*), jugoslawischer Film aus den Achtzigerjahren.

lade, in die locker ein Mensch reingepasst hätte. Unter dem Eindruck der vorherigen Bilder vom Innenraum des Schrankes fasste ich nichts an, sondern betrachtete alles nur, obwohl ich wusste, dass ich schon bald Dinge aus dem Koffer holen musste, um sie im Zimmer zu verteilen. Mein Aufenthalt würde lang genug sein, um alles zu brauchen, was ich mitgebracht hatte. Ich musste ans Fenster gehen. Der Schmutz schützte den Innenraum vor allem, was draußen war und hatte sich schon so lange auf den Fenstern abgesetzt, dass selbst die Sonne nicht mehr ins Innere gelangte. Ich kam nah genug heran, um den Schmutz mit meinem Gesicht zu berühren, sodass alle Striche, Punkte und Schlitze, aus denen das Mosaik des unansehnlichen Rahmens bestand, einen Abdruck auf meinem Gesicht entstehen ließen, die kein Wasser mehr abwaschen konnte. Ein unangenehmes Quietschen begleitete jeden Versuch, den morschen Holzrahmen von der Fensterzarge zu trennen. Wer weiß, wie lange es schon nicht mehr geöffnet worden war. Ich sehe einen riesigen Baum, der sich in alle Richtungen verzweigt und wie ein Wächter aussieht, immer wach und kampfbereit. Nach einem kurzen Tagtraum steige ich die Wendeltreppe hinunter, mein Fuß bleibt zwischen zwei Brettern hängen; beim Versuch, mich zu befreien strengte ich meine Augen an. Die Dunkelheit absorbiert jeden Lichtstrahl. Ich lasse mich von den Sprüngen des winzigen Frosches leiten, der sich vor mir im Haus niedergelassen hat und schaffe es, zur Tür zu gelangen. Ich gehe einen schmalen Weg zwischen roten Dächerreihen entlang. Sie sind über fünfzig Jahre alt, einige sind noch gut erhalten. In der zweiten Reihe fehlt den meisten eine Scheibe oder ein Teil der Fensterbank. Die Nummer 143 ist in der vierten Reihe. Für Gäste war es noch nie gut genug, und das Personal, das darin abstieg, störte sich offenbar nicht an dieser Schachtel von einem Zimmer, den Dachschrägen, die den Raum einengten. Das weiche Gras im Schatten der Bungalows ist voller Touristen, die schon im Morgengrauen montenegrinischen Wein genießen. Ein unerträglicher Gestank trifft die Nase, von Moder und Aas, der sich in Geist und Leib ansiedelt und mit dem Haus 139 zusammenhängt, das schon lange nicht mehr vermietet wird. Die Gäste in der ersten Bungalow-Reihe sind angeblich reinlicher und fühlen sich vom Gestank der Kanalisation besonders gestört. Mir wurde ein Bereich von 25 Zimmern zugeteilt. Die sogenannte »Sieben« ist der Teil gegenüber der Restaurant-Terrasse. Ich

konnte noch nicht einmal ahnen, wie abgelegen und gespenstisch es tagsüber war, wie finster die Zimmer mit den noch dunkleren Einbaumöbeln wirkten. Ich arbeite alles der Reihe nach ab, dabei treffe ich vereinzelte Gäste in den Zimmern an, sie nehmen mir nichts übel, manche mögen es sogar, wenn ich da bin und ein bisschen putze. Im Zimmer 175 bin ich allein. Der Geist des Sozialismus wohnt im Raum. Überall vernimmt man den Duft vergangener Zeiten, Feuchtigkeit, die sich in den Kommoden eingenistet hat, uralte Wände, die jedem Erdbeben getrotzt haben, breiten sich aus in Richtung Wasser. Ich ziehe am losen Gurt des Rollladens und habe direkt ein ganzes Bilderbuch aus den Achtzigerjahren vor Augen. Gelbe, entblößte Körper, wie Staub auf der Wasseroberfläche verteilt, in Ermangelung von Tiefe scheinen sie auf der Oberfläche zu gehen. Vom Horizont her strahlt und blendet es. Der Randstein der Terrasse verwandelt sich augenblicklich in eine Brücke, die mich und die Postkartenwelt für immer trennen wird. Man musste nur einen Schritt machen, den Fuß in den heißen Sand sinken lassen, schon war man gebacken wie der orangefarbene Ziegelstein eines gut gebauten Hauses. Auf dieser Seite sahen die Leute glücklich aus. Als ich klein war, überquerte ich zum ersten Mal die Bojana-Brücke. Ich erinnere mich nicht an die Details, nur an das hohe, blaue Wasser auf beiden Seiten der Brücke und an Papa, der die Stones immer an der gleichen Stelle voll aufdreht, wenn wir in der Kurve ankommen, die bedeutet, dass wir uns auf Inselgebiet befinden. Ich erinnere mich auch an einen Schakal, der unseren Weg kreuzte, und an eine rote Schlange, die sich vor dem Vorderreifen zusammengerollt hatte. Später fand ich heraus, dass die Schlangen europaweit geschmuggelt werden. Touristen glauben immer noch, dass dies eine Oase der Ruhe ist. Manchmal glaube ich das auch.

... Um halb zwei ist Mittagspause. Im ersten Monat ging ich regelmäßig in die Kantine. Manchmal machte ich mir auch etwas Gesundes zu essen, mit dem Vorsatz, meine guten Gewohnheiten beizubehalten. Die Zeit verbrachte ich im Pausenraum für Zimmermädchen. Da waren wir alle versammelt, Alt und Jung, im berühmten Zimmer 155, der Brutstätte von Geheimnissen und Intrigen, dem Nest von Unmoral, Tränen und nie erzählten Geschichten, die doch irgendwie immer ans Tageslicht gelangen. Alle schmutzigen Schichten weiblicher und männlicher Schalen erleben ihre Epiphanie in der 155 – hier fallen

alle Masken und Kleidungsstücke, weshalb die Köpfe beim ersten Untertauchen der Sonne demütig gesenkt werden und schnell das Zimmer verlassen, damit keiner die Schande sieht oder hört, welche die unvorsichtigen Liebhaber ereilt hat. Und irgendjemand hört und sieht immer alles. Die meisten Kolleginnen arbeiteten hier schon seit dreißig Jahren, bei denen bestand die Mittagspause eher aus Kaffee, Zigaretten und ihren Anekdoten. Den übrigen Teil des Arbeitstags verbrachten wir damit, einander beim Zurechtmachen derjenigen Zimmer zu helfen, die wir vor der Mittagspause nicht geschafft hatten. Wir waren zu acht, vier Saisonarbeiterinnen und das Stammpersonal, das in diesem Zimmer wie zu Hause war. Sie hatten die besten Jahre ihres Lebens hier verbracht, ihre Männer kennengelernt, Kinder gezeugt, das war ihr einziges Fenster zur Welt. Ich bewunderte sie dafür, bis ich begriff, dass dieses Fenster ziemlich klein war und seine Begrenztheit gefährliche Folgen mit sich brachte. In einem derart geschlossenen und engen Raum bahnen sich Schwermut und Verderbtheit immer einen Kanal.

... Das Bier mit Hamza war immer noch ein Letztes, im Stehen. Erneut, wie so oft zuvor stand ich wieder auf und wollte nach Hause gehen. Als ich beim Bungalow ankomme, wird es schon dunkel, doch es gibt noch genug Tageslicht, um die Spinnweben an den Säulen zu erkennen. Ich gebe mir noch etwas Zeit, bevor ich dem Innenraum wieder begegne, weshalb ich mich zunächst auf den Betonwürfel vor der Tür setze, und dem sanften Wind erlaube, mir das Haar zu zerzausen. Ich spüre, wie die winzigen Kieselsteine an meinen Oberschenkeln scheuern. Nur noch ein bisschen, die ersten paar Tage fiel es mir sehr schwer, mich an das marode Badezimmer zu gewöhnen. Ich hab wohl fünf Flaschen Bleiche verbraucht in der Hoffnung, Schimmel und Rost beseitigen zu können, die sich seit Jahren im Klo und Waschbecken angesammelt hatten. Der Spiegel war dauerhaft trüb, sodass ich mich nie genau darin erkennen konnte. Der Frosch, der mir zuvor den Ausgang gezeigt hatte, hatte es bis zur Toilette geschafft, wahrscheinlich war er durch die Ritze unter der Tür gekrochen, wer weiß, wie viele Löcher es hier noch gab, durch die alle möglichen Tiere kriechen konnten. Der Gedanke daran bereitete mir Unbehagen. Ich schaute ihm eine Zeitlang zu, ganz verzückt durch seine eingefrorene Pose, als wäre er eine Skulptur im Museum. Die grünen Schlangelinien mit braunen Punkten und der klei-

ne Kreis im Augenwinkel, ich bildete mir ein, ihn daran erkennen zu können, in einem Haufen anderer Frösche, die versuchen würden, mein Zimmer zu besiedeln. Ich wurde unruhig, zog mir den ersten Bikini an, den ich aus dem Koffer ziehen konnte und ging zum Strand. Die 143 war ein paar Meter vom wilden Strand entfernt, was ich ganz in Ordnung fand, wenn man meine Erfahrung mit dem FKK-Strand bedachte. Der Weg durchs hohe Gebüsch war nur mit Mühe passierbar, doch schon bald berührten meine Füße Sand. Meine Beine wurden schwer im trockenen Gras und heißen Kies. Ich zog meine Badelatschen aus, meine Füße brannten, weshalb ich mir schnell eine Stelle suchte, um mein Handtuch auszubreiten. Zuerst fand ich eine sanfte Steigung, die das Meer fürs erste verbarg. Man sah nur Zweige zu beiden Seiten, und einen weiteren schmalen Weg im Dickicht. Es wirkte, als verenge er sich immer mehr, als können nur eine Katze oder ein Kind hindurch passen, aber auch nur, wenn sie den richtigen Moment abpassten. Der Weg führte zum alten Teil, wo noch mehr Bungalows standen, andere als meiner. Jahrelang waren dort nur Ruinen, schwarze Löcher, vom Gras aufgeessen, ein Tummelplatz für Schlangen und Insekten, ein Raum, der einem Härtesten gegen die Zeit ausgesetzt war. Dabei brauchte es so wenig: etwas guter Wille und ein paar schwarz gestrichene Bretter; Marta und ich könnten den Dreck wegmachen, der sich von überall auf der Insel ausgerechnet hier zu sammeln schien, sich ablagerte, sich zwischen den festen Konstruktionen aus Stahlbeton versteckte. Oder vielleicht, wenn das Meer wild würde, was ja durchaus vorkam, und dabei half, die Gifte dieser hohen Bauten wegzuspülen, da es schade wäre, zuzulassen, dass sie sich in einen Haufen Bauschutt verwandeln. Ich drehe den Kopf und gehe weiter über den Hügel zum Wasser. Ich betrete ein Bild von John Al Hogue, der Lichtmeister dreht die Sonne auf, die Linien goldener Strahlen gelangen zu den Augäpfeln, der runde Kopf der Sonne umfasst mein ganzes Gesicht, ich fühle mich wie im Kessel der Stiefmutter von Hänsel und Gretel, wie vor dem jüngsten Gericht, wo man mich foltert, bevor man mein Strafmaß bestimmt. Nur noch ein bisschen nach vorn, es kommt auf den richtigen Winkel an. Meine Ferse versinkt im sandigen Loch. Ich bücke mich unterhalb des Sonneneinfalls, dort hockt das riesige Blau des Wassers. Die Himmelsnuancen vermischen sich mit dem Weiß und stören meine blaue Meereslinie. Ich stehe da wie eine Oma, die

bisher nur im Fernsehen vom Meer gehört hat. Die glückserfüllten Augen können sich nicht an so viel Licht und Farbe gewöhnen, freudig breite ich die Hände im flachen Wasser aus, wo einige Nudisten mit ihren nackten Hintern planschen. Sie denken wohl, sie seien der Anlass meiner Freude, weshalb sie alle fünf Finger heben und mit dem Hintern hin und her schaukeln. Ich erwidere, indem ich den Saum meines Kleides im Salzwasser tränke. Ich berühre das Wasser mit den Fingerspitzen, um festzustellen, wie kalt es ist, dann lecke ich meine Fingerkuppen ab. Der Salzgehalt ist hoch, der Fluss reicht nicht bis hier, erst dort bei der Mündung mischen sich Salz- und Süßwasser und bilden Strudel, die einen im Nu mitreißen können. Ich wollte nicht darüber nachdenken, denn gerade bin ich im Paradies und habe noch viele Leben. Ich kehre zur Wärme der winzigen Punkte zurück, mache eine Kuhle für mein Handtuch und lasse meinen Körper in das individuell angepasste Loch sinken, um mich an der Umgebung zu laben, bis zum Sonnenuntergang, wenn die erhöhte Temperatur meines verbrannten Körpers durch ein kaltes Bier im *Maestral* geheilt werden wird, dem FKK-Strandrestaurant. Der wilde Strand ist für alle da, egal ob in Badekleidung oder ohne. Alt und Jung stolzieren umher, eine Mischung aus faltigen Körpern und aufkeimenden Knospen, aus Paaren und Singles. Es herrscht das Gefühl vor, in der eigenen Haut zu stecken sei etwas Angenehmes. Herabhängende Bäuche und Brüste, rissige Haut in Schlangelinien auf der Rückseite der Oberschenkel, orangefarbene Sommersprossen und Schamhaare, dieser intimste Teil der Haut, der sonst in der Dunkelheit der Unterhosen verborgen bleibt, sind für jeden sichtbar. Es ist ihnen egal, sie schauen geradeaus, die anderen sind nur Punkte, wie auch der Sand, auf dem ich sitze. Ich fühlte mich nicht unwohl. Es ist aufregend, eine hundertprozentig natürliche Umgebung ohne einen Hauch von Erotik zu beobachten, den Anschein von Einsamkeit an einem vollen Strand. Zum ersten Mal im Leben hatte ich keine Angst vor den Blicken auf meinem leicht bröckelnden Tempel aus Knochen und Fleisch. Ich stütze mich auf die Ellbogen, strecke das eine Bein aus, das andere knicke ich ein. Ich schaue wie ein hinter einer Sonnenbrille lauernder Voyeur. Im weißen Kunststoffgestell spiegelt sich eine große männliche Figur. Ich bin mir nicht sicher, ob sie durch die Brillengläser oder von der langen Sonneneinstrahlung so dunkel wirkt. Ein etwa dreißigjähriger Mann, als

wäre er gerade erst geboren worden, als hätte er gerade erst den Bauch seiner Mutter verlassen und wäre direkt aus dem Mutterleib in die Arme der Hebamme gelangt. Er ist den Händen ausgeliefert, die seinen nackten Körper umherwerfen, und geht mit ausgestreckter Brust, geradem Rücken und Muskelballen auf den Schultern. Haare so schwarz wie Onyx – eine Farbe, die zu diesen verfallenen Bungalows passt – die Augen zusammengekniffen wie beim Niesen, sodass ich nicht einmal die Wimpern sehen kann, nur zwei Schlitze, hinter denen sich eine unbekannte Welt befindet. Sein Gesicht ist scharf, als wäre es nachlässig mit einem Bleistift der Härte B gezeichnet. Er kommt auf mich zu. Wir stehen ein paar Meter voneinander entfernt. Es kommt mir vor, als hätte sich der ganze Sand plötzlich angesammelt und den Strand verkürzt, die Oberfläche des Geländes ist keine endlose Wüste mehr, sondern ein Schachbrett für nur zwei Figuren. Mit dem Rücken zugewandt steht er da. Ich beobachte das Relief seines Rückens, auf dem die Weltkarten eingezeichnet sind, den festen Mittelpunkt, in dem sich die Formen verändern. Ich gehe in den Schneidersitz und bin fasziniert von diesem Wesen, das sich bei nüchterner Betrachtung durch nichts von den vielen anderen unterscheidet, die hier um mich herum wabern. Die Sonne steht bereits sehr hoch und macht die Temperatur unerträglich. Gefangen in der Hitze geschwollener Haut, mit getrübler Sicht vom Sonnenöl, Lichtschutzfaktor und Schweiß, spüre ich, wie mein Gehirn zu Brei wird. Dieser brodelnde, unreine Geisteszustand lässt mich denken, dass dieses Wesen im Ring eines einzelnen Energiefeldes steht und eine Schwingung verströmt, die eine Gruppe von Farben zwischen Lila, Orange und Blau ausstrahlt. Und dann ein unerwarteter Blitz, das Wesen dreht sich zu mir um und öffnet die Augen, aus denen ein Bündel gelber Linien hervortritt wie aus den Lichtschwertern von *Sci-Fi*-Helden. Ich denke mir, dass es überhaupt keinen Sinn hat, zwischen nackten Omas und Opas herumzustolzieren. Ich kann nicht nachvollziehen, wie er sich da wie so ein Model zwischen den nackten alten Leuten windet. Das Bild zerfließt vor meinen Augen, und ich möchte einfach nur den Zustand des inneren Friedens wiedererlangen, denn deswegen bin ich hier. Er bringt Unruhe und Verwirrung. Wie ein zufällig gestrandetes Schiffswrack, vom Meer unter die Badegäste geworfen ...

UNTER DEN WIMPERN

Manchmal glotzte sie mich offen an, ohne Zurückhaltung oder erzwungene Höflichkeit. Dann fragte ich sie, was sie gerade dachte.

»Deine Nieren liegen frei. Wie früher, als du noch klein warst. Ein nackter Rücken ist der Tod für eine Frau. Ein langsamer Tod.«

»Nutella ist doch kein Essen. Manchmal musst du auch was Grünes essen. Weißt du, Ballaststoffe sind ...«

Laufend quollen diese hinterwäldlerischen Predigten aus ihr hervor, voller Liebe, die keine Grenze kannte zwischen unerträglicher Krittellei und jener Sorge, die schon vor dem Kind geboren wird. Zumindest sagt man das so.

»Du bist an allem schuld«, sage ich und weiß, dass es nicht sie sein wird, die weint. Auf einmal ist sie bei mir auf dem Bett, sie streicht mir übers Haar, zieht mir das Unterhemd runter, doch ich spüre ihre Berührungen nicht, nehme den Duft nicht wahr; jetzt ist sie schon ein wenig blass, wie ein Widerschein im trüben See meines Wunsches, sie zu umarmen. Auch ihre Stimme schwindet. Ich bin überzeugt, der Grund dafür liegt darin, dass sie mich hier zwingen, permanent unter grellem Lampenlicht zu leben. Und dann diese Medikamente, die sie mir verabreichen. Sie verwässern meinen Stuhl und mir wird ganz schwindlig davon.

»Bin ich böse?«, frage ich sie, nachdem ich mir die Wangen mit dem Ärmel getrocknet habe und mich bemühe, den Juckreiz von dem Waschmittel, mit dem sie hier die Bettwäsche waschen, zu ignorieren, der mir durch den Schlafanzug unter die Haut kriecht.

»Wie könntest du denn böse sein, wo ich dich doch erzogen habe?«

»Das ist keine Antwort«, widerspreche ich ihr, wie so ein verzogenes Kind.

»Du bist verwöhnt und lebensunfähig; du warst viel zu sehr von mir abhängig, das ist alles mein Fehler«, kritisiert sie mich mit gedämpfter Stimme, dabei kann ich mich noch gut daran erinnern, dass sie mal lauter war.

»Bist du deshalb hier?«

»Ich gehe, wenn du mich lässt«, sagt sie schulterzuckend, pustet ihren Pony weg und dreht sich zur Seite, als gäbe es im Zimmer

Dragana Erjavšek



Dragana Erjavšek, geboren 1980 in Bar, ist eine montenegrinische Schriftstellerin, Literaturkritikerin und Übersetzerin. Sie hat einen Abschluss der Philosophischen Fakultät in Nikšić. Sie veröffentlichte zwei Gedichtbände (*Horizontala preko bola* 1996 und *Vertikala bola* 1998), den Roman *Otvorena knjiga* (2008), eine Sammlung von Literaturrezensionen *Nova crnogorska književnost* (2023), einen Kurzgeschichtenband *Ispod glasa* (2024), sowie die Übersetzungen von Bar, grad feniks von Maksim Lutovac und *The Feminine Mystique* von Betty Friedan. Sie veröffentlichte Gedichte und Prosa in zahlreichen inländischen und regionalen Zeitschriften sowie Literaturrezensionen in der Tageszeitung *Pobjeda*, wo sie als Journalistin arbeitete. Sie hat mehrere Dutzend Bücher herausgegeben, die in Montenegro und Serbien veröffentlicht wurden. Ihre Werke wurden ins Englische und Deutsche übersetzt. Sie gewann den dritten Preis im Wettbewerb für die beste queere Geschichte, organisiert von der NGO *Queer Montenegro* im Jahr 2021, und den ersten Preis im regionalen Wettbewerb für die von Bihor inspirierte Geschichte „Zavičajne staze“ im Jahr 2022. Während einer Residenz im National Centre for Writing in der UNESCO-Kulturstadt Norwich (England) übersetzte sie im Mai 2023 im Rahmen des Creative Europe-Programms das Buch *Unexhausted Time* der preisgekrönten britischen Dichterin Emily Berry. Sie war in der Jury des Literaturprogramms des 37. Barski ljetopis. Erjavšek ist Masterstudentin am Institut für montenegrinische Sprache und südslawische Literatur der Philologischen Fakultät in Nikšić. Sie ist bei der *Matica crnogorska* beschäftigt.

noch etwas außer diesem einen Bett, auf dem ich liege und dem Stuhl, auf dem sie sitzt.

»Ich bin noch nicht bereit. Ich kann die Tage hier alleine nicht ertragen.«

»Schlaf, Liebes«, flüstert sie, als wäre ich schon auf halbem Wege ins Traumland.

Ich weiß, dass ich nicht einschlafen werde, obwohl sie sich ebenso verflüchtigt hat, wie die Erinnerungen in die Ferne rücken. Ich werde nicht einschlafen, so wie ich schon seit Tagen nicht mehr einschlafen kann.

Das Bild der brennenden Wohnung, des vom Schreien fast erstickten Babys, meines Ehemannes, der auf mich zustürmt; das Bild der Feuerwehrleute und der Polizisten, wie sie einander gehetzt etwas zurufen; der Sani-

täterin, die schweißgebadet über dem Säugling kniet und das Bild meiner Mutter, die im Sessel sitzt, als wäre nichts passiert ... Diese Bilder sind so stark und diese Stimmen so intensiv, dass sie alles wieder aufwecken, was in mir schon längst abgestorben ist. Vergangene Lieben, meine erste Adresse, Papas Telefonnummer bei seinem letzten Job, den Verkäufer apathischer Karpfen am Straßenrand, der aber schon vor Michael Jackson gestorben ist ...

»Wie konntest du das Baby allein lassen, wo doch der Herd an war und Milch auf dem Herd stand?«, fragte er.

»Ich hab das Baby nicht allein gelassen, Mutter war da«, antwortete ich wütend, in Erwartung dessen, dass jemand rufen würde, all das sei nur ein Schauspiel oder etwas dergleichen.

»Wovon redest du da, um Himmels willen?«

»Mutter ...« fuhr ich fort, aber er unterbrach mich.

»Mutter ist nicht mehr da, Barbara!«

»Aber sie ist doch hier, wie ...« Ich drehte mich um.

Die lächelnde Mutter im Sessel betrachtete die Verzweifelten, die um ein Haar ihr Erstgeborenes verloren hätten. Ihn, den Gebrochenen und mich, die in der Zeit Verlorene. Sie ist ganz im Sessel versunken und winziger als je zuvor. Aber ohne Spiegelbild auf dem Glastisch, der jetzt verrußt ist, ohne Abbild im silbrigen Kochtopf, die Mutter im Sessel, aber ohne Abbild im Spiegel, der ihr Hintergrund für die alte Uhr, den Philodendron und den Lebensbaum war.

»Pass mal auf die Milch auf, ich muss schnell zur Apotheke«, hatte ich gesagt.

»Ich kann nicht auf deine Milch aufpassen, Barbara. Tu einfach so, als wäre ich nicht da.«

»Aber du bist doch da. Das Baby schläft, nimm einfach die Milch vom Herd, wenn sie kocht«, redete ich auf sie ein, während ich mir auf der Schwelle zwischen Wohnzimmer und Flur die Schnürsenkel zuband.

»Barbara, ich bin nicht hier«, wiederholte sie hartnäckig.

»Ich sehe dich doch. Ich bin gleich wieder da«, rief ich ihr aus dem Flur zu und zog die Tür zu.

Die Feuerwehrleute gingen raus, einer nach dem anderen. Es stank noch immer nach verbranntem Plastik und Stoff. Drago redete mit den Sanitätern und schaute von Zeit zu Zeit mit nervösem Kopfnicken zu mir, dann durch mich durch, mit einer gehörigen Dosis Furcht und Unglauben.

In meinen Gedankenwinkeln klappern Mutters Perlen, es ist kalt, Stille und Dunkelheit kollidieren unter meinen Wimpern.

ERGEBNISSE

Ohooo!
 He!
 Na, du!
 Guten Tag. Wie geht es Ihnen?
 Gestern noch hab ich nach dir gefragt.
 Echt? Na, wen denn?
 Deine Freundin war bei mir, und ich hab ge-
 fragt, ob du abgenommen hast, ob du geheiratet
 hast, Kinder bekommen?
 ?
 Wie gut du in der Schule warst ...
 Und jetzt ... sehen Sie ...

Wie viele Seiten reichen aus, um einen Preis zu bekommen? Vielleicht, wenn man den Text anders formatiert, mit mehr Zeilenabstand ... vielleicht!

Die Urne

1. Wird man von dort, wo ich beerdigt werde, das Meer sehen können?
2. Werden meine fiktiven Kinder mich dort beerdigen, wo es für sie in dem Moment am praktischsten ist, während sie ihr *amerikanisches Leben* leben?
3. Werden sie sagen, *na ja, es ist besser, sie hier zu begraben, wir haben ja gar keine Zeit, jetzt da hochzufahren oder aber es gehört sich einfach, da und da begraben zu werden?*
4. Werden sie eine Sprache sprechen, die ich verstehe?
5. Wird mich dann jemand lieben?

Werde ich jemals mein eigenes Buch signieren?

Weltliteratur, n. f., Substantiv, weiblich, deutsch – der Staubsauger lief lange, während ich *Die Leiden des jungen Werther* las, eingesperrt in meinem Zimmer.



Danka Ivanović

Danka Ivanović (Cetinje, 1988) schloss ihr Bachelor- und Masterstudium für französische Sprache und Literatur an den Universitäten Belgrad und Leuven ab. Derzeit befindet sie sich im Promotionsstudiengang Literatur an der Universität Belgrad. Sie übersetzt aus dem Französischen. Ihre Rezensionen und ihre Lyrik wurden in den Zeitschriften *Polja*, *Ulaznica*, *Beogradski književni časopis* und *Književna istorija* veröffentlicht, in Internetportalen und im Sammelband *Tajni grad* (Enklava, 2021). *Prazne kuće [Leere Häuser]* ist ihr erster Roman.

Den *Zauberberg* habe ich nie zu Ende gelesen. Ich habe ein paar mal angefangen. Auf Serbisch, Französisch, Englisch. Manchmal las ich ein paar Seiten, manchmal ein paar Kapitel. Dabei blieb es dann. Ein paar Sätze aus der *Dachkammer* von Danilo Kiš würde ich dem noch hinzufügen, falls das zählt. Außerdem nannten wir einen hübschen Jungen in der Schule Tadzio. Nach dem Regen stank es aus der Kanalisation – bestimmt ganz ähnlich wie in Venedig, wo ich noch nie war – während ich ihn anschaute, wie er bis zum Knie in den Pfützen versank. Ich weiß nicht, ob er heute noch Tadzio ist und ob er Kinder hat.

Während der Trauerzeit bleibt der Fernseher aus. Vierzig Tage. *Quarantena*. Einst war das der Zeitraum, den die Seeleute außerhalb der Stadtmauern verbringen mussten, um nicht die Pest einzuschleppen, heute eine angemessene Trauerphase. Im kleinen Wohnzimmer steht ein schwarzer Gegenstand in der Ecke. Ausgeschaltet. Man konnte neben ihm sitzen und lesen, bis zum Erbrechen. Die Ecke der Couch war leer, aber unbequem. Werther. Die Buddenbrooks. Kafka. Hesse.

Erst wenn die Erinnerungen Blut werden, kann ein Vers entstehen, sagt Rilke. Manchmal lese ich in der *Geschichte der deutschen Literatur* und frage mich, wie es sich lebt, so ganz ohne Furcht vor diesen langen Wörtern.

Hermann Broch hat sein erstes Buch mit fünfundvierzig veröffentlicht, aber mir glaubt niemand, dass Deutsch schöner ist als Französisch.

Freunde X

Wir reden nicht miteinander, da ihr eine Wahrsagerin gesagt hat, ich hätte sie verflucht. So wurde es mir berichtet. Sie hat mir ein Buch von Nietzsche gekauft.

Ich hab es nicht gelesen. Egal, während ich über die gleichen Steine lief wie er, an der französischen Riviera, träumte ich, ich sei eine Über-Frau. Ich konnte ja nicht ahnen, dass ich Jahre später einen Pinsel in der Hand haltend in der weißen Farbe Gott suchen würde, auf dem Zeichenkarton, der sich vor Feuchtigkeit krümmte.

Einen Fluch über jemanden legen, vermag ich gar nicht. Außer über mich selbst. Einmal sagten sie mir *wärs du nicht gekommen, hätte dich der Teufel geholt*. Vielleicht bin ich ja die Über-Frau, die ganze Zeit.

Ich vergesse oft, dass es in Deutschland auch ein Meer gibt. Blau ist kalt.

Erstes Geschlecht XI

Ich träume, dass mich verschiedene Männer umarmen. Nächtelang. Ich kenne sie nicht. Ihre Gesichter sind trüb. Einer hat eine Glatze. Der andere ist dürr. Die Augenfarben weiß ich nicht, außer, dass ich Frieden spüre. Am Morgen ist alles gleich.

Leben

Anica Savić Rebac hatte ein Buch mit dem Datum des zweiten Oktober gezeichnet. Auf der nächsten Seite, in der Anmerkung des Herausgebers, steht, sie sei am siebten Ok-

tober desselben Jahres gestorben. Innerhalb von fünf Tagen wurde eine Entscheidung getroffen. Kann ein leeres Zimmer Glück bringen, *per se*?

Sie zitierte Mallarmé, damit alles auf ein Buch hinauslief.

Sie hatte Njegošs *Der Strahl des Mikrokosmos* ins Englische übersetzt; zur selben Zeit rannte mein Papa über die Steine, rannte und lernte Denken. Das Aneurysma verkapselfelte sich seelenruhig im Kleinhirn. Mama würde erst viel später in Erscheinung treten. Sie wird keine Milch mögen und nur Tee trinken. Obwohl man ihr wenig Überlebenschancen ausrechnete, beschloss sie zu leben, im Gegensatz zu Anica.

Oxymoron

Kann es in unserer Kultur ein *authentisches Ich* geben?

Njegoš

Radulovičs Njegoš aus Zogovičs Gedicht wartet auf die Bücher, die der Habsburger Zoll einbehalten hat. Das Zollgebäude existiert noch heute, zugewuchert mit Bäumen, die aus Fenstern und Türen ragen, in der dreizehnten Kurve von Kotor nach Cetinje. Ich weiß nicht, wie die Räume aufgeteilt waren und auch nicht, in welcher Ecke vierhundert Bücher, aus schierer Bosheit einbehalten, vor sich hin schmachteten. Hätte ich als Kind, benommen vom Höhenunterschied, die Zahl Dreizehn zwischen den Schultern meines Vaters und meines Onkels gesehen, hätte ich gewusst, dass wir uns in der Nähe eines Hauses befanden, das kein Haus war – wie sie beide betonten. Ich habe das Problem nicht verstanden, aber ich war immer froh, wenn diese Serpentine vorbei war und nicht mehr viele übrig bleiben. Dann war das Meer nah.

Jahre später lese ich, wie Andričs Njegoš bei seinem Sekretär jammert, *wenn er sich doch nur rasieren könnte*.

Mich hingegen interessiert, was wohl seine Lieblingspeise war.

Würde er sich wohl fragen, warum im Staat die rosafarbenen Rasierer teurer sind als die blauen?

Erstes Geschlecht XII

Bist du fertig?

Nein.

Nun, ich weiß echt nicht mehr, was ich noch machen soll.

Niemand weiß das.

Musen

Die weiße Zimmerdecke wirkt niedrig. Das frenetische Geklimper auf der Tastatur zu meiner Rechten. Ich dachte, er sähe mich nicht, während ich auf die eklige Couch sehe, in einer breiten V-Form, wie sie auch Brüste machen.

Erst später wurde mein über Kopf geknickter Körper über der Sofakante zu seinem Vers. Mir kam es gar nicht in den Sinn, dass ich vielleicht auch schreiben konnte. Im Gegensatz zu ihm sah ich mich selbst gar nicht.

Ich stelle mir einen Mann vor, den ich nicht hassen werde. Wo der wohl beerdigt werden wird?

Erstes Geschlecht XIII

Du hast eine Glatze?

Warum?

Mir gefällt, dass du dem Verfall preisgegeben bist wie alle anderen Menschen auch.

Laster

Brunetièr nannte das Schreiben über sich selbst ein *typisch französisches Laster*. Obwohl ich nicht in Lyon aufgewachsen bin, wählte die Sprache mich aus, bevor ich sie auswählte. Ich weiß nicht, ob meine Uroma es bereute, dass sie nicht dorthin gezogen war. Frankreich ist zu weit weg, das muss ich ihr lassen, obwohl es dort keine Kasus gibt. Das Ego ist eigentlich Fiktion.

Erstes Geschlecht VIII

Zum ersten Mal senkte ich den Blick vom Kopf zu den Beinen. Zwei Schenkel sind seine, einer ist meiner.

NICHT

Kaffee trinken! Davon wächst Kindern ein Schwanz.

Mit Wachs spielen! Sonst machst du in die Hose.

Die Krümel mit der Hand aufsammeln! Da hast du einen Lappen.

Nachts den Müll wegbringen!

Jemanden über der Türschwelle zur Begrüßung küssen!

Durch meinen Gehorsam drückte ich Ungehorsam aus, sagte Marguerite Duras. Anstatt zu lernen, versuche ich, meinen Sauer Teig zu füttern. Liebhaber sind nach wie vor eine überschätzte Erfahrung.

Einst wollte ich, dass das zweite Buch *Seobe* von Crnjanski nie zu Ende geht. Ebenso gern spielte ich Fußball, obwohl ich Angst hatte, mir ein Bein zu brechen. Jedenfalls sprang mein Knöchel mehrfach *aus dem Gelenk*. Genau wie ich. Die Menschen, die ihn hätten einrenken können, waren längst tot.

Erstes Geschlecht XIV

Eine Wiese mit hüfthohem Gras ist von grünem Urwald umgeben. Die Köpfchen der seidigen Flockenblume kratzen an meinen Schenkeln. Du schaukelst auf einer Schaukel, die an meinen Eierstöcken hängt

Vor.

Zurück.

Vor.

Zurück.

Vor.

Zurück.

Ich sehe dich, trotz der gelben Flecken vor meinen Augen. Du bist gar nicht nah. Ich will, dass du absteigst, barfuß über die Christrosen läufst, damit ich es platzen höre. Ich will Moss zwischen deine Beine kleben, wie ein Mosaik, während Libellen auf meinen Fingern landen. Ihre Eingeweide werden dieselbe Farbe haben wie die Baumstämme, die uns umgeben.

Baudrillard hat ein Buch geschrieben, noch bevor ich geboren wurde. Es fällt mir schwer, zu akzeptieren, dass auch die zeitgenössische Theorie manchmal schon veraltet ist. Es gibt so vieles, das ich nicht weiß.

Der Flughäfer bleibt an der Haut hängen wie deine Hände an meinen Bedürfnissen. Vielleicht mag ich deshalb Hafermilch so gerne.

Freunde XI

Wie kannst du das alles ertragen?

Na, so halt.

Ich könnte das nie!

Aber ich habe 3600 Anschläge bekommen.

?

Gratis.

LA VIE

In dieser Klinik war ich bisher nur einmal im Leben, vor fast dreißig Jahren, als ich meine Mutter nach einer Operation besuchte. Ich erinnere mich an ihr lächelndes Gesicht und weiß noch genau, wie ich dieses Lächeln als Garantie dafür nahm, dass alles in Ordnung war. Eigentlich habe ich ihr auch nicht viele Fragen gestellt. Einem lächelnden Menschen muss es einfach gut gehen. Ich erinnere mich, dass sie noch Jahre später regelmäßig erzählte, wie meine damalige Freundin – und zukünftige Frau – und ich uns auf dem Flur geküsst haben. Nur die Jugend besitzt diese Lässigkeit ohne jeden Gegenwert. Für junge Menschen ist Endlichkeit ein weit entfernter Begriff. An den Rest erinnere ich mich nicht.

Dies war ein typischer Morgen des nahenden Sommers. Es regnete häufig und launhaft.

Vor der Klinik ist Verkehrsstau, die Parkplatzsituation ist problematisch. Heutzutage sorgt man wohl nur noch in Einkaufszentren, dieser geballten Sinnlosigkeit der Neuzeit, für ausreichend Parkplätze. Mitten im Gewühl, Gerenne und Gehupe stellt ein Mann einen Pappkarton auf. Mit eingespielten Bewegungen holt er Gegenstände aus einer Plastiktüte und reiht sie auf: Fieberthermometer, Regenschirme, Feuerzeuge und Heiligenbildchen. Er hebt einen der Heiligen in meine Richtung. *Danke, sage ich und winke ab.*

Ich suche den Teil der Klinik, in dem die präoperative *Triage* durchgeführt wird. In meinem Kopf konstruiere ich die Ernsthaftigkeit des Vorgangs, den das Wort *Triage* ausstrahlt. Es wird sich als banaler Papierkram herausstellen, der in einem zeltartigen Raum hinter dem Hauptgebäude stattfindet und von angehenden Ärzten erledigt wird, die derzeit *nur* *Arztanwärter* sind. *Wofür brauchen Sie eine Überweisung? – Onkologie, Operation. – Oje. Bitte schön.*

Links vom Haupteingang befindet sich eine riesige Kapelle. Eine echte, wahrhaftige Kapelle. Ich kann mich nicht erinnern, es ist zu lange her, aber ich glaube, sie war noch nicht da, als ich damals hier war. Als mir alles anders vorkam, irgendwie weniger grau und weniger schwer.

Natalija Kantar



Natalija Kantar machte an der Philologischen Fakultät in Belgrad einen Abschluss in Englischer Sprache und Literatur. Mit Sprache befasst sie sich seit mehreren Jahrzehnten in verschiedenen Formen, als Lehrerin, Autorin, Redakteurin, Übersetzerin und Publizistin. Sie ist Autorin zahlreicher Lehrbücher im Institut für Fremdsprachen und Lehrbuchverlag in Belgrad. Sie war lange Herausgeberin im Verlag »Eduka«. Publiziert hat sie Kurzgeschichten, Texte und Essays, unter anderem in der *Književna republika* des Kroatischen Schriftstellerverbandes, in *Književne vertikale* und im Portal *Nomad*. Als Publizistin hat sie für zahlreiche Tageszeitungen und Zeitschriften gearbeitet. Sie ist Inhaberin der Übersetzungsagentur „Netlingua“ und betreibt das Blog KAZIVANJA.

Ich gehe die Treppe hoch. Zwischen Erdgeschoss und dem ersten Stock ist die gesamte Wand aus Glas, darauf befindet sich ein abgeblätternes Buntglasfenster. Wie bei Chagall dominieren Blau und Gelb. Im selben Moment fällt mir das größte Chagall-Gemälde ein, das ich vor langer Zeit in der Fondation Maeght in Saint-Paul-de-Vence oberhalb von Nizza gesehen habe. Es heißt *La Vie. Leben*. Ein wohlhabendes Pariser Ehepaar hatte inmitten des Pinienwalds und rauschender Wasserfälle eine imposante Galerie erbauen lassen, in der Chagall, Giacometti, Miró, Picasso und andere große Namen ausgestellt wurden. *Machen Sie hier etwas, das sich finanziell nicht lohnt, aber uns Künstlern ermöglicht, Skulpturen und Gemälde im bestmöglichen Licht und im bestmöglichen Raum auszustellen. Tun Sie dies und ich werde Ihnen helfen*, hatte Georges Braque zu ihnen gesagt. In Saint-Paul-de-Vence selbst gibt es ein Restaurant mit Werken der Großen Meister an den Wänden. Sie verstanden es, sich zu betrinken, also zahlten sie die Zeche nicht mit Geld, sondern mit ihrer Kunst. Zu diesem Zeitpunkt konnten die Besitzer der Kneipe noch nicht ahnen, welchen Wert diese Werke einmal haben würden.

Wert. Wie sehr doch der Begriff *Wert* in einem Krankenhaus Form und Farbe ändert.

Im Wartezimmer ist es zu eng. Nirgendwo sehe ich ein Lächeln. Es ist lange her, ja, oder lächelten die Menschen früher einfach mehr? Oder auch nicht? Ich weiß es nicht mehr.

Die Gesunderen sind frecher, ungeduldiger und trauen sich mehr, drängeln sich vor oder meckern. Die, denen es schlechter geht, sind ruhiger, sie finden sich mit allem ab und schauen irgendwo in die Ferne. Manche erwischen mit dem Blick auch das Buntglasfenster, ich weiß nicht, ob sie eher die Farbe wahrnehmen oder den abgeblätternen Teil in Richtung Sonne.

Die alte Frau neben mir ist allwissend und geizt nicht mit Ratschlägen, sowohl zur Art des Krebses als auch, wie er zu behandeln sei oder zu welchem Arzt man gehen müsse, wie man sich dafür revanchieren solle, besonders präzise beschreibt sie, zu welchem Zeitpunkt dies zu geschehen habe. Sie weiß genau, welcher Chirurg gut ist und welcher schlecht. *Gute Frau, was reden Sie denn da, das ist alles Humbug, der Mensch war schon auf dem Mond, und sie reden hier so ein dummes Zeug. - Mein Kind, wer soll denn auf dem Mond gewesen sein, erzähl doch keinen Blödsinn!*

Eine große Glastür führt in den Teil, in dem die Chemotherapie verabreicht wird. An der Tür kleben Heiligenbildchen. Sie öffnet sich, ein Ehepaar mit einer etwa zehnjährigen Tochter geht hindurch. Ihre Gesichter sind ruhig, wie die von Menschen, die entschlossen sind, etwas anzuschieben. Das Mädchen ist groß, dünn und sehr müde. Auf eine graue Weise müde. Ihre Haare wachsen gerade wieder und sind unregelmäßig über den Kopf verteilt.

Schon zum zweiten Mal an diesem Morgen kommt eine Krankenschwester aus einem der Zimmer mit der Bitte, wir alle vom Flur, und wir sind ziemlich viele, mögen uns vorübergehend in einen anderen Teil des Gebäudes begeben. Erst jetzt, beim zweiten Mal, wird mir klar, dass da gerade ein mit einem Laken bedeckter Toter zu einem nahegelegenen Aufzug transportiert wird.

Neunzig Prozent aller Wartenden sind Frauen. Sie sind meist allein. Manche mit Traurigkeit im Blick, manche selbstbewusst und gepflegt, ihre weichen Haare, die gerade erst sprießen, frisch frisiert. Eine ist sehr gesprächig. Hinter vorgehaltener Hand rät sie mir, beim Entleeren der Drainage gut aufzupassen, denn wenn die den einen Stöpsel nicht richtig zudreht, geht der Schmutz durch, so hat sie sich eine Infektion zugezogen. Eine erstaunliche Energie geht von ihr

aus. Dies ist schon das dritte Mal, dass ihr Krebs zurückgekehrt ist. Aber sie hat keinen Zweifel, sie weiß, dass sie den Kampf gewinnen wird. *Wie hat alles angefangen, wie haben Sie es erfahren? - Das muss ich Ihnen sagen: Ich habe geträumt, dass ich zum Heiligen Basilius gehen muss, und das habe ich am nächsten Tag getan. Und er, nur er, zeigte mir genau, in welcher Brust der Krebs war, während ich betete.*

Ich schweige und lasse sie reden.

Ein Chirurg, frisch aus dem Urlaub zurück, sonnengebräunt und gutaussehend, bewegt sich hastig durch die Menschenmenge im Flur. Er wendet sich an die Roma-Frau, die Lärm macht und schreit.

Was brauchen Sie? - Mann, ist das hier die Kinderheilkunde gegen Krebs? - Wer hat Krebs, ein Kind? - Ja, mein Kind. Sie schicken mich hier den ganzen Tag auf und ab, ich weiß schon nicht mehr, wohin ich gehen soll, Mann. - Wie alt ist das Kind? - Zweiundzwanzig. - Okay, okay, es ist kein Kind, aber das ist hier, du bist am richtigen Ort.

Der fesche Chirurg dreht sich um und geht weg. Die Roma-Frau klopft an die nächste Tür. Sie wird abgewiesen. Nach ein paar Minuten kommt ein junger Mann die Treppe hoch. Ihr Sohn. Der Zweiundzwanzigjährige. Er öffnet die Tür und sagt: *Alter, wer hat hier meine Mutter abgewiesen, hä? Mal hören!*

Aus dem Zimmer rechts kommt eine Familie heraus. Sie weint. Sie weint das tiefe Weinen, das nur ein von der Angst gebrochenes Wesen weinen kann. Sohn, Mann und Vater traben ihr schweigend hinterher.

Eine Frau um die Dreißig holt ihre Befunde am Tresen ab. Rennt ihrem Mann entgegen. Sie weint. Sie weint das Weinen eines von der Angst befreiten Menschen. *Ich habe gewonnen, ich habe gewonnen.* Sie hängt sich um seinen Hals und umarmt ihn fest. Es war das letzte Lächeln dieses Tages.

Sie schicken mich in einen anderen Teil des Gebäudes. Da ich offensichtlich nicht den richtigen Teil der Klinik gefunden habe, stoße ich auf eine Frau im Rollstuhl, ohne Beine, sie ist ganz eingewickelt in Drainageschläuche und raucht. Neben ihr ein altes, ausrangiertes Operationsbett und ein Münztelefon, Relikte aus einer anderen Zeit. Die Tür ist hinter ihr zugefallen, sie kommt jetzt nicht wieder rein. Sie inhaliert den Rauch, als wäre es ihr letzter. Sie tut es auf jene Art und Weise, auf die wir etwas angesichts der Endgültigkeit tun, wenn wir ohnehin keine Wahl mehr haben.

Der Tag ist noch immer nicht vorbei, doch es werden schon alle Vorkehrungen für die Nacht getroffen. Tag und Nacht haben im Krankenhaus verschiedene Rhythmen. Neben mir im Zimmer sind noch drei Personen: der ehemalige Chef einer großen Firma, ein Tennistrainer und ein Ingenieur.

Unfassbar, dass hier auf der Onkologie solche Zustände herrschen, aber dort werden Millionen für eine Kirche ausgegeben. Das ist gegen jeden gesunden Menschenverstand.

Niemand antwortet, komplette Stille, obwohl bis eben noch alle eifrig geplaudert haben. Die Lichter gehen aus, es ist Zeit, schlafen zu gehen. Wie auf Kommando ertönt plötzlich ein Rascheln. Durch die Dunkelheit erkenne ich Bewegungen. Meine Gesprächspartner und Mitstreiter holen ihre Heiligen aus den Tüten und stellen sie sorgfältig auf dem Metall-Nachtschränkchen auf. Manche einen, manche sogar drei.

In der Stille, von der die Klinik überflügelt wird, setze ich Kopfhörer auf und kehre zu meinem Hörbuch zurück.

Dabei wende ich mich an einen Gott, der noch nicht erfunden wurde.

STRADA FORTUNATA

Schon wieder im Auto, zu dritt auf der Rückbank. Unsere Tochter hängt meistens an meiner Brust, nicht dass sie Hunger hätte, aber es ist ein bisschen wie mit dem Rauchen, sie will sich damit die lange Fahrzeit abkürzen. Der Sohn legt den Kopf, sobald er müde wird, auf meinen Schoß, wo dieses schöne Köpfchen und das weiche dichte Haar sofort schweißnass werden. Er hat schon vieles in sich aufgenommen. Ich spüre, dass er in seinem schweißnassen Köpfchen schon viele Gespräche in seiner ersten Sprache aufbewahrt, der Sprache des verrückten Landes, in dem seine Wurzeln sind. Er hat schon früh angefangen zu sprechen, doch dann für eine Weile ganz aufgehört, da wir ihn aus der Umgebung rausgerissen haben, in der er alle verstehen konnte, weshalb er uns durch Nichtsprechen außerhalb dieses ihm vertrauten Raumes strafen wollte. So zumindest habe ich das gedeutet. Auch unsere Tochter wird schon bald aus der Zeit herausgewachsen sein, in der sie ausschließlich auf mich fixiert ist, sie wird ein Umfeld benötigen. Wenn wir ihnen keine Sozialisation ermöglichen, werden wir zwei gespenstisch stille Kinder haben. Reisende Väter stört es nicht, wenn ihre Kinder still sind. Doch die Mütter auf der Rückbank sehen alles, und sie werden von Schuldgefühlen zerfressen.

*

Ich schaffte es, den Mann zu überreden, uns für eine Zeitlang nach Hause fahren zu lassen. Zuerst bemühte ich mich, ihm möglichst auf die Nerven zu gehen, tagelang ohne ein Lächeln, ohne ein Wort, mit Migräne und grimmigem Gesicht, oder, noch schlimmer: mit niedergeschlagenem Gesicht, was als Missbilligung von allem, was er tat oder sagte, gedeutet werden konnte. Endlich sagte er, was ich hören wollte: dass ich ein bisschen wegfahren solle, mit den Kindern, in dieses Land, das ich immer noch als unseres bezeichnete, er jedoch schon lange nicht mehr. Die Bedingung war, dass wir zu seinen Verwandten fahren, ins Dorf, in das Haus, das er ihnen gebaut hatte. Dort habt ihr alles, was ihr braucht, sagte er, und es ist sicher. Er wür-

Olja Knežević



Olja Knežević wurde in Podgorica geboren, wo die Menschen gerne ihre Geschichten erzählen und sie ihnen gerne lauschte. Mit ungemindertem Eifer lauscht sie den Menschen auch in allen Städten, in denen sie gelebt hat. Derzeit ist das aus bestimmten Gründen New York. Sie notiert das, was durch Ehrlichkeit und Kraft Spuren in ihrem Leben hinterlässt. Romane: *Milena & druge društvene reforme*, *Gospoda Black*, *Katarina velika i mala* [deutsch: *Katarina die Große und die Kleine*], *Strada Fortunata*; Band mit Kurzgeschichten und Kolumnen: *Londonske priče juga*.

de in einer bestimmten Stadt auf uns warten, ich dürfte auf keinen Fall jemandem sagen, in welcher. Das war klar.

*

So konnte mein Sohn einen seiner Geburtstage – er ist ein Sommerkind – bei seinem Opa auf dem Dorf feiern, mit Freunden, hauptsächlich den Kindern meiner Freundinnen. *Das hat voll Spaß gemacht, Mama!*

Seine erste richtige Gemeinschaft. Er hatte die Haltung eines kleinen Prinzen, wehmütig und glücklich zugleich, denn alle waren seinetwegen gekommen, auf sein Grundstück, in sein Territorium. So fühlt sich das also an, wird er wohl gedacht haben, wenn man in seinem eigenen Land ist. Dann reisten wir wieder ab, schon wieder wurde er mit seiner kleinen Schwester irgendwo hingebacht, wo er außer uns niemanden hatte, niemanden zum Spielen, zum Reden oder für das kindliche Prahlen mit seinem eigenen Reich.

*

Vom Ritter verlange ich, er solle endlich eine Stadt auswählen. Er erkennt wohl die Unnachgiebigkeit in meinem Blick, also erhört er mich und entscheidet sich für London. Er habe sich ihr, der Stadt London, noch nicht in Gänze hingegeben, sagt er, aber seinetwegen soll es ruhig London sein, für einen

Monat oder zwei, versuchen wir es, er könne nicht garantieren, dass das die beste Wahl sei, er kenne ein anderes London, er habe vor meiner Zeit lange dort gelebt, allein, weshalb er nicht wissen könne, wie sich die Stadt für eine Familie eigne. Und wir blieben dort länger als einen Monat am Stück, trafen uns mit Leuten, die er aus einem früheren Leben kannte und die nach wie vor dieselben unverbindlichen Solo-Leben führten. Einer seiner langjährigen Bekannten aus einem früheren Leben, einem Junggesellenleben, sagte uns, dass wir gleichzeitig ein biblisches und ein James-Bond-Leben führten. Das mit James Bond war mir klar: ein großes Kompliment in Männergesprächen. Aber warum biblisch, fragte ich ihn, doch er vermied eine Antwort, denn es gab keine Erklärung für solche epischen Behauptungen, das waren einfach Tatsachen. Statt einer Antwort sagte er, außer uns, die wir mit Kindern überall hin reisten, habe er nur eine vergleichbare Familie gesehen, an irgendeinem Flughafen; an den Mann könne er sich schon nicht mehr erinnern, aber er wisse noch genau, dass die Mutter, die Japanerin, ruhig da stand, vornehm wie in einem weißen Ballett, standhaft wie ein zu Ehren der Weiblichkeit errichtetes Denkmal, umgeben von fünf Reisetaschen und fünf Kindern, und lächelte, fügte er rasch hinzu, damit man bloß nicht dachte, die japanische Mutter habe dort mit gerunzelter Stirn gestanden.

Vielleicht das schönste Bild, das ich je gesehen habe, seufzte dieser Mann, der irgendwann einmal wie der junge Mickey Rourke ausgesehen haben muss, denn zu dem Zeitpunkt sah er aus wie der ältere Mickey Rourke, mit denselben Spuren von Selbstzerstörung in der Gesichtstextur, wie eine Maske, die eingebrannt knotig das einstige *babyface* überdeckt. Mit alkoholfeuchten Augen und der Stimme eines eingefleischten Schlaflosen wandte er sich im Gespräch eigentlich nur an meinen Mann, da er sich bei ihm einschmeicheln wollte. Null Null Sieben kopiert dein Leben, und solche Sprüche. Ich wusste zufällig, dass dieser Mickey-Rourke-Doppelgänger kurz zuvor sein letztes Hemd beim Roulette im Colony Club Casino gelassen hatte, weshalb er jemanden brauchte, der ihm möglichst zins- und rückzahlungsfrei eine bedeutendere Geldsumme lieh.

Glaubt mir, fuhr er mit der Erzählung von der Japanerin am Flughafen fort, während er fast unterwürfig seine Hand auf die Brust presste, glaubt mir, dass ich den Blick nicht abwenden konnte, und ich weiß auch, war-

um. In den schwierigsten Momenten steht das Bild einer Mutter mit Kindern zwischen uns und der totalen Hoffnungslosigkeit. Und das war die wahrhaftige Illustration der Mutterschaft, schloss er. Diese zärtliche, stille, aber gleichzeitig konstante und fokussierte Anwesenheit, diese erhabene Barmherzigkeit, neben der alles andere verblasst. Und genau das stirbt gerade aus, es verschwindet vor unseren Augen, obwohl wir alle dorthin zurückkehren wollen, zu dieser Gnade.

Besonders, wenn du pleite bist, dachte ich mir, und dich so klamm wie du bist am liebsten ganz tief in den Rockschößen deiner Mutter vergraben würdest.

Was für ein Blödsinn, sagte ich.

Beide Männer zuckten zusammen, schauten mich verwundert an und hoben die Augenbrauen bis zur Mitte der Stirn. Schon wieder dieses fürchterliche Wort, Blödsinn, gegen den Wind geschmettert, in die falsche Richtung. Was war bloß passiert mit dieser Frau, schienen sie sich zu fragen, mit diesem bis eben noch zuverlässig lieben Weibchen? Ich hatte es schon fast so weit gebracht wie diese Japanerin: bereits unhörbar, aber ständig anwesend, immer geschminkt, wehmütig lächelnd; es fehlte nur noch, dass ich drei weitere Kinder gebar. Wo war mein tröstliches Lachen geblieben? War ich etwa auch in der Lage, mit so viel Nachdruck scharfe Worte auszusprechen, die eigentlich den rücksichtslosen Schlampen vorbehalten waren? Die Welt war definitiv am Abgrund.

Wie kannst du das denn wissen, fuhr ich fort, den kleinen Mickey auszufragen, wie kannst du wissen, ob diese oder egal welche Frau so verweist und ob sie voll der Gnade ist, nur weil sie das mit einem Rudel Kinder und fünf Reisetaschen tun muss?

Ein Rudel Kinder? So habe ich das nicht ausgedrückt.

Als ob das was zu bedeuten hätte, wie er sich ausgedrückt habe. Mittlerweile war ich schon viel zu laut; ich erklärte ihm, dass ich gar nicht wisse, wie er sich ausgedrückt habe, aber bei mir im Kopf sei das Bild einer unglücklichen Frau mit einem Rudel Kinder entstanden, diese Mutter sei eine Gefangene, er aber sehe in ihr eine erhabene, fruchtbare Geisha, und überhaupt, hat man jemals von einer Geisha mit so vielen Kindern gehört?

Du willst sagen, ich hätte gelogen, fragte der kleine Mickey Rourke wütend. Ja, sagte ich. Um Gottes Willen, jammerte er, ich wollte euch ein Kompliment machen, sagen, dass ihr mich an Japaner erinnert, die so wunderbar sind in ihrer stillen Ausdauer und auf ihre

eigene Weise leben. Immer zuverlässig, rituell, völlig Zen, eben weil sie wissen, dass alles vergänglich ist, unvollkommen und gerade deshalb so schön. Das beste Beispiel und die beste Illustration dafür sind natürlich Kinder. Sich der Freude bewusst sein, die mit Kindern verbrachte Momente bringen ... eine große Weisheit und Lebenskunst.

Sagt ein kinderloser Mann, erwiderte ich, während ein Kind seelenruhig auf meinem Schoß schlief, das andere an meine Schulter gelehnt gerade wegdämmerte. Und ich hörte nicht auf. Bla-bla-bla, bla-bla-bla, Bibel, James Bond ... mein ganzer aufgetauter Ärger brach aus mir hervor. Da fehlen jetzt bloß noch Geishas und Samurais, oder wie der kleine Mickey sich die Mutterschaft vorstellt.

Der kleine Mickey, wunderte sich mein Mann. Wer ist denn der kleine Mickey?

*

Später haben mein Mann und ich uns deswegen gestritten. Du hast dem Mann gesagt, er sei ein Lügner, brüllte er mich an. Ich kenne ihn seit mindestens zehn Jahren. Er ist vielleicht ein bisschen verrückt, aber ein Lügner ist er nicht. Du hast ihn ganz schön fettgemacht.

Ich hasse Typen wie euch, sagte ich.

Hass? Was für ein schweres Wort! Hasst du wirklich? Warum hasst du?

Weil ihr diese Beziehung als Freundschaft bezeichnet. Dabei ist es gegenseitiges Melken. Gib mir Geld, da hast du Geld, und was bekomme ich dafür? Du? Ich küsse dir dafür den Arsch. Sage dir, du seist Jesus und James Bond und ein Samurai. Okay. Gekauft.

Du bist oberflächlich, sagte der Mann. Du reagierst immer prompt, das erzeugt nur negative Energie. Du hasst jeden, nicht nur uns, nicht nur Männer, du hasst auch Frauen, die ohne Drama und Gejammer mit Kindern verreisen, Herausforderungen lieben, auf mehreren Ebenen Fortschritte machen. Du würdest am liebsten deine Tage mit Freundinnen durch die Cafés ziehend verbringen. Das ist das Einzige, das du nicht hasst.

Das mit den Cafés hatte er richtig geraten, und noch mehr das mit den Frauen, die ohne Drama verreisen. Ich fand sie unerträglich. Das Bild der lächelnden, ruhigen Japanerin hatte sich in mein Gehirn eingebrannt. Ich stellte sie mir im Seidenkimono vor, geschminkt wie eine Geisha, strahlend und elegant inmitten der Mühsal und Langeweile. Warum wurde die Japanerin nicht wütend, fragte ich mich, und rettete so die an-

deren Frauen, uns oberflächliche, verwöhnte und faule Frauen? Warum gab sie nicht zu, dass die Szene verlogen war? Vielleicht war sie es ja für sie nicht, aber wenn nicht, worin lag das Geheimnis? Woher nahmen manche Frauen diese enorme Ausdauer? Ich weiß es: Sie hatten eine Basis, von der aus sie verreisten, doch mein Haus war ein fahrendes. Das war es. Ich ertrug weder die Ehefrauen noch die Geliebten der Freunde meines Mannes, die zum selben Zeitpunkt wie wir in einer Stadt weilten.

Diese Frauen sahen, wie ich fand, immer spektakulär aus, vielleicht waren sie auch bloß gut gelaunt und erholt, da sie ihre Kinder in ihrer Stadt gelassen hatten und hierher nur einen Abstecher für ein Liebes-Wochenende gemacht hatten. Liebes- plus Einkaufswochenende. Gekleidet in frisch gekaufte Markenklamotten blickten sie auf mein vor allem praktisches geknöpftes Hemd, fragten mich, wo ich das denn gekauft hätte, da es ihnen womöglich entgangen sei, sie jetzt aber unbedingt auch eins haben wollten. Haut, Zähne, Dekolleté, alles war perfekt gepflegt, noch vor der Reise zurechtgemacht; sie hatten einen echt guten Verdienst durch etwas, das nur ihnen gehörte und »sehr süß« war, was die Freiheit war, auf die sie zügellos stolz waren, weshalb sie spürten, dass sie mir ungebeten Ratschläge ins Gesicht schleudern konnten, mir sagen, es sei ein Fehler, dass ich mich den Kindern so sehr widmete, sie hätten ihre ja schließlich auch bei ihrer Mutter gelassen, so sei es für alle besser: für sie, für ihre Ehemänner, für die Kinder und die Omas, alle würden davon profitieren.

Du musst zuerst an dich selbst denken, sagten mir diese Frauen ins Ohr, am Tisch im Restaurant, während ich inmitten eines gemeinsamen Abendessens die Hemdknöpfe öffnen und meine Tochter stillen musste, damit sie weiterschliefe. Ich fühlte mich unsichtbar, doch ich war es nicht: dieses Bild von mir, wie ich stillte, rief bei den anderen Paaren einen regelrechten Wettbewerb hervor. Die Männer fingen auf einmal an, ihre Partnerinnen zu loben, als hätte ich durch das Hervorholen der Brust ein Zeichen zum Beginn des Wettbewerbsteils im Programm gegeben. Einer von ihnen sagte über seine Geliebte, sie sei nicht nur schön, sondern in allem gut, niemand könne einen Seeteufel so gut zubereiten wie sie. Und du hast den Sauerbraten mit Gnocchi vergessen, warf sie ein. Es tut mir leid, meine Liebe, sagte er, ich habe es versäumt, deinen Sauerbraten zu loben, denn ich hatte es eilig, zu erzählen, dass du neben

dem Kochen auch alles rund ums Haus reparieren kannst. Alle am Tisch stöhnten vor Begeisterung, außer mir und meinem Mann, der mich als Einziger ohne Neid beim Stillen betrachtete, nur mit der Frage, ob ich das unbedingt jetzt tun müsse, als wären wir obdachlos. Ich antwortete prompt mit einem Blick, von dem ich wusste, dass er ihn verletzen würde, denn, *hallo*, wir waren ja obdachlos, und war es etwa nicht er gewesen, der beschlossen hatte, dass unsere Ehe, zumindest zu Beginn, auf der Tradition beruhen würde, in der ich die Kinder versorgte und er sie beschützte? Wo war denn jetzt unser Schutz, wo war unser Haus?

Dem, der seine Geliebte so gelobt hatte, was für eine tolle Köchin sie sei, und obendrein noch handwerklich begabt, entgegnete ich, es sei gut, all das über sie zu wissen, eines Tages, wenn wir auch ein Haus hätten, würden wir sie einladen, damit sie uns alles Nötige reparierte. Mein Mann duldet keine Frechheit gegenüber Gästen. Er hielt das für Lokalprimitivismus. Meinen, versteht sich. Unter der Wucht zänkischer Blicke und meiner Worte gerieten wir oft auch in lauten Streit, im Beisein aller, während die anderen in der Clique alle so sorglos wirkten, wie naturgegeben geordnet und gut organisiert, aber wir hatten es schwer miteinander, immer nur miteinander, ohne unser Land, unsere Gemeinschaft, ohne Grundstück zum Überwintern, was eines Tages für kommende Generationen als echte Freiheit gelten wird, aber nicht für zwei Sonderlinge, durch Kinder verbundene Einzelgänger – für uns.

*

Die ersten zwanzig Ehejahre sind die schwersten, pflegte meine Mutter zu sagen, und beim Versuch, Grenzen zu ziehen gegenüber all diesen Fremden, die mich (ihr Publikum) eigentlich viel mehr brauchten als ich sie (konstruktive Kritiker), kreuzte ich die Arme über meinem Kind, über meiner Brust, als würde ich meine Mutter in meiner Stadt umarmen, an der alten Adresse *Bulevar Lenjina*, der Adresse, die auf den ganzen Reisen wie Poesie in meinen Ohren klang. *It happened long ago, on Lenin Boulevard*. Diese Instant-Weisheiten klingen immer gut, liebe Mutter. Manchmal sogar wie die Verse der schönsten Gedichte. Letztlich musste man sich seine Lebenserfahrung aus den eigenen Fehlern zimmern. Ich weiß, dass dir das schwerfällt, Mutter, auch wenn du nie zeigst, dass dir etwas schwerfällt. Auch du hattest

dir, genau wie ich, vorgestellt, dass unsere Familie durch meinen Mann und meine Kinder erweitert werden würde. Nun gut, Schwiegersöhne sind unvorhersehbar, dachtest du dir, aber zumindest würdest du meine Kinder bekommen, sie täglich vom Kindergarten und aus der Schule abholen, und am Wochenende würden sie ganz bei dir wohnen, dein Essen essen, deinen Geschichten und deiner Musik lauschen. Du warst überzeugt, dass du ihnen die wahren Werte beibringen würdest, als meine rüstige, große weise Mutter. Doch jetzt hast du weder mich noch sie, und du hoffst, dass das nicht zwanzig Jahre lang so bleiben wird.

*

In einem von Oxytocin getränktem Moment vertiefte ich mich in des Ritters Gestalt und seinen Blick, der noch immer anklagend und finster war, doch sah ich jetzt Müdigkeit unter den Lidern, unter der Haut, die von Verletzung und Enttäuschung gestresst war, dort fand ich den Schatten von Julien Sorel, der ihn durch die schwere Kindheit und frühe Jugend gerettet hatte, ihn zwang, so früh wie möglich aus dem für ihn vorgezeichneten in das von ihm selbst erdachte Leben zu fliehen, und ich sah, dass er besorgt war, mit bedrücktem Herzen, und dass auch er, genau wie ich, lieber in seinem eigenen Zuhause wäre, doch Zuhause war weit weg, er war im falschen Land. Doch er gab nicht auf, versammelte überall immer irgendwelche Leute um sich, spendierte ihnen Mittagessen, Abendessen, als wären wir Einheimische und Gastgeber, wo auch immer wir uns gerade befanden. Er gehört mir, dachte ich mir dann, und ich gehöre ihm, alle anderen sind nur eine Menschenmenge, die er beharrlich an den Tisch lädt, und wie in dem Haus, das wir zurückgelassen haben, gibt er ihnen scheinbar den Vorrang vor mir, aber so ist es nicht. Würde ich jetzt hier am Tisch ohnmächtig brächte er mich ohne nachzudenken ins beste Krankenhaus dieser oder einer anderen Stadt und würde alle möglichen Tests bezahlen; es ist nur so, dass ich nicht ohnmächtig werde, sondern alles ertrage wie ein Maultier, weil ich nach wie vor an ihn und seine Einschätzungen glaube. *Denn er ist zwölf Mal um die ganze Welt gereist*. Deshalb ließ ich immer wieder zu, dass wir uns schnell versöhnten, uns ein neues Hotel nahmen, in dessen Lobby wir uns wieder küssten, während die Kinder auf dem Sofa oder im Kinderwagen schliefen und die Rezeptionistin unsere Da-

ten eingab, mein Name ist immer derselbe, bei seinem ist das nicht der Fall, er hat mehrere Namen und Reisepässe, denn der Feind darf ja nicht wissen, wo er abgestiegen ist. Mir ist das alles egal, ich hatte nie Angst vor so etwas, ich hatte keine Zeit, um Angst zu haben, und die Kinder sollten das auch nicht spüren, dachte ich, dass das Land ihrer Wurzeln ihnen nicht wohlgesonnen war, dass ihr Vater in diesem Land einer der ersten auf der Abschussliste war. Mein Mann und ich verständigten uns mit immer weniger Worten, wir bestellten schnell und geschickt Essen und Wein in Restaurants, wo der Mann, für den Anlass immer tadellos gekleidet, mit dem Rücken zur Wand saß, mit Blick zum Eingang, und ich ihm gegenüber, mit Blick auf ihn, mit einem Kind auf dem Schoß, in einer Bluse in der falschen Farbe, denn sie war nicht schwarz, und die ich nicht wieder anziehen würde, weil sie unwiderruflich ruiniert war durch einen Soßenfleck, vom Teriyaki-Hähnchen oder einem anderen Experiment mit nicht auswaschbaren Lebensmitteln, zum Beispiel einer Soße aus schwarzen Oliven, Artischocken und Erdnüssen.

*

Unsere Kinder sind brav und still, in Restaurants, in Hotellobbys oder Flugzeugen, sie sind solche Räume gewohnt. Sie haben ein paar meiner Eigenschaften geerbt, die ich an mir selbst nicht mochte, wie die Neigung, ins Leere zu starren, gepaart mit einem plötzlichen Stimmungsabfall, dann diese völlige Abwesenheit, die man oft beiläufig kommentierte und Schüchternheit nannte. Mein Sohn wäscht sich die Hände zu sorgfältig, meine Tochter zieht den rechten Schuh an den linken Fuß und umgekehrt. Irgendwo habe ich gelesen, dass exzentrische Kinder dazu neigen und mir gedacht, o nein, nicht noch mehr Exzentrizität in meinem Leben! Doch wenigstens ist es auf Reisen mit den beiden nie peinlich; mein Sohn und meine Tochter kreischten nie wie die anderen Kinder, nie, wirklich nie, noch nicht mal als sie Zähne bekamen oder Mittelohrentzündungen hatten, doch es kam vor, dass sie einfach aufstanden und irgendwo hingingen, ganz entschlossen, ohne sich umzudrehen, als hätten sie die Absicht, uns, ihre Eltern, für immer zu verlassen. Diese Entscheidung konnte ich durch Glück und Mutterinstinkt an der Art und Weise erkennen, welche Haltung sie mit Rücken und Hinterkopf einnahmen, sie gingen dann aufrecht und geräuschlos, als würden sie mit za-

ckigem Armwedeln schweben. Ich rannte ihnen dann nach und zog sie mit kräftigem Griff zurück, während sie sich nur durch ihr verkrampftes Gesicht und mit dem Körper wehrten, weiterhin ohne Geschrei.

*

An etwas mussten wir uns festklammern, mein Mann und ich, und meist war das die nasse Straße des Glücks, auf der durchs Gebirge geschlagenen Autobahn, wenn der Mann beispielsweise in Richtung Dolomiten fuhr, wo wir mit Sicherheit niemals zu Hause sein würden, wir fuhren nur dorthin, weil der vorige Ort ihn zu ersticken drohte. Und auf einmal kam Regen aus heiterem Himmel, der Mann drehte sich zu mir und den Kindern um. Ich lächelte, denn ich wusste, was er sagen wird.

Kennst du diesen italienischen Spruch, wird er sagen. *Strada bagnata, strada fortunata*. Im selben Moment wird diese zu einer weiteren gebadeten Straße des Glücks, einer der Hauptzutaten unserer Ehe. Über all diese Straßen fährt der Mann, ohne GPS, ganz selbstbewusst, denn schließlich hat er ja zwölf Mal die Welt umrundet. Und nun tut er es zum dreizehnten Mal, mit uns im Auto. Die Erinnerungen an unsere langen Fahrten werden die Gerüche der anderen Zutaten begleiten, der einzigen Zutaten, an die man sich in der Fremde halten konnte und musste, landwirtschaftliche Zutaten, am Gaumen klebende Zutaten, so wie die vertraute Besonderheit der *Landzeit*-Restaurants am Wegesrand, junges Olivenöl mit Rosmarin, Zimtklumpen in der noch warmen Orangenmarmelade in der Wohnung der Frau Thurnher, Wein aus den Regionen durch die wir reisten und reisten, ohne Heim, mit zehn Taschen im Kofferraum.

MORBUS MUNDI (CONVERSUS IN ARBORE)



Sonja Ražnatović

Vater war im denkbar heißesten Sommer von uns gegangen. Die Hitze brachte das Gehirn zum Kochen, doch ich fror in der Kapelle, während sich vor uns die Menschen in endlosen Schlangen aneinanderreiheten, um mir ihre schweißnassen Hände oder – im schlechteren und leider häufigeren Falle – ihre klebrigen Gesichter zu einem gleichgültigen Kuss zu reichen. Eine immense Herausforderung für jemanden wie mich, die nach den Worten jener, die allem um jeden Preis einen Namen verpassen mussten, eine »Störung der sozialen Interaktion« hatte. Blödsinn! Das war keine Störung. Ich begreife einfach nicht, warum man von Menschen nicht erwarten durfte, ihre Gefühle auch ohne Berührungen zu zeigen.

Kaum zu glauben, wie viele unwichtige Details aus dieser Zeit sich mir ins Gedächtnis gebrannt haben, gegen meinen Willen und meine Absicht. Dabei wollte ich gar nichts in Erinnerung behalten, bis auf die Szene, wie wir mit über die *Politika* gebeugten Köpfen am Tisch sitzen, da mir mein Vater mit den Großbuchstaben dieser Zeitung Lesen beigebracht hat. Dennoch bleibt auch die Kühle der Marmorbank in der Friedhofskapelle unvergessen. Der schwere Geruch der Türkenbund-Lilien aus den Sträußen am Altar. Ich erinnere mich sogar an die lateinische Bezeichnung. *Lilium martagon*. Und die taxonomische Hierarchie. An die Melodie von *Podmoskovnye večera*, die ich seit seinem Tod nicht mehr ertragen kann. Vaters Cousine Desa, die in der Julihitze schwitzt und sich schwer seufzend die feuchte Stirn mit einem Taschentuch abwischt, während die Luft über dem heißen Asphalt nervös vibriert, begleitet vom quälenden Gesang der Zikaden, oder wie auch immer man dieses irritierende Geräusch nennt, durch dessen Frequenz angezeigt wird, dass die Lufttemperatur vierzig Grad im Schatten längst überstiegen hat. Platanen, die trotz ihres üppigen, uralten Blätterdachs keinen Schutz vor der verheerenden Hitzewelle bieten. Fehlt nur noch,

Sonja Ražnatović wurde 1969 in Titograd geboren. 1995 machte sie ihr Diplom an der Technologisch-metallurgischen Fakultät in Podgorica, später den Magister an der Ökonomischen Fakultät in derselben Stadt. Sie ist Autorin des Romans *Žana, samo privremeno u Bloku 9*, veröffentlicht im OKF Cetinje, sowie *Exit – Restart*, der vom Rende-Verlag in Belgrad veröffentlicht wurde. Für den Roman *Exit – Restart* bekam sie den regionalen Preis „Štefica Cvek“, und für den Roman *Morbus mundi* (Dereta) den Preis „Miroslav Dereta“ für den besten unveröffentlichten Roman des Jahres 2022. Die Autorin war Kolumnistin der Tageszeitung *Pobjeda*.

dass mir Desa hier umkippt, ich erinnere mich noch sehr gut daran, dass sie vorletztes Jahr einen Herzinfarkt hatte, woraufhin ihr Stents implantiert wurden. Wir müssen es hier noch mindestens eine Stunde aushalten. Halt durch, Desa, nur noch ein bisschen, ich flehe dich an. Ein Auto wartet vor der Kapelle darauf, dass Familie und Freunde sich vom Verstorbenen verabschieden, um ihn dann zu seiner Grabstelle zu fahren. Die unbekannte Frau, die da auf der Bank saß, war vermutlich mit mir verwandt oder stand meiner Familie auf andere Weise nahe. Plötzlich klingelt inmitten dieser feierlichen Stille ihr Handy, in einer mörderischen Lautstärke. Ein wohl an jedem beliebigen Punkt dieses kaputten Planeten unvorstellbarer Zwischenfall, geschweige denn an diesem, wo einzig der Todeskult noch bedingungslos und uneingeschränkt respektiert wird. Diese Giftziege mit sichtbarem Übergewicht, einem Überschuss männlicher Hormone und einem ebensolchen Mangel an Manieren und Empathie nahm tatsächlich auch ab und begann ohne einen Funken Zurückhaltung laut zu erzählen, dass Radmila aus der Schweiz auf Urlaub gekommen sei und sie mit ihr nachmittags einen Kaffee trinken gehen würde. Ich erinnere mich, dass ich meine Familie fragend anschaute, jedoch alle mit den Schultern zuckten, außer meiner Tante, die

schamhaft hervorpresste, es sei ihre Nachbarin, und sich dann widerwillig zu ihr gesellte, was diese offenbar kaum erwarten konnte und direkt nach dem Auflegen begann, sie zuzutexten. Dabei würden wir in einer Stunde meinen Vater der Erde überantworten.

»Hör mal, vor einer Viertelstunde, als du gerade Hände waschen warst, kam Vesna Pejić vorbei«, schwätzte die Nachbarin unerbittlich. »Sie bat mich, dir zu sagen, dass sie da war.«

Na super, denke ich mir, andernfalls hätten wir ihr glatt ein 'unentschuldig' eingetragen. Und genau in dem Moment dieser abgestandenen Zeit spürte ich einen kurzen, aber verhängnisvollen Stich im Magen und mir wurde klar, dass von nun an und für Jahre alles in meinem Leben Kopf stehen würde.

Es war mir schon immer schwergefallen, von meinen Traurigkeiten zu sprechen. Ich weiß nicht, warum das so ist. Nicht, dass ich als Kind misshandelt worden wäre oder so, es ist nur so, dass ich mich nie wohl dabei gefühlt habe, schmerzhaft Erfahrungen mit jemandem zu teilen. Zehn Jahre sind vergangen, seit mein Vater gegangen ist, doch ich habe mir diese nützliche Fähigkeit des seelischen Lastenabwurfs nie angeeignet. Ich komme zu dem Schluss, dass Schmerz definitiv eine weder teilbare noch übertragbare Erfahrung ist. Ich bin auch heute noch dieselbe Einzelgängerin wie zu dem Zeitpunkt, als meine Mutter mich verließ, im denkbar kältesten Winter. Ich weinte und klapperte mit den Zähnen, in derselben Kapelle, teils nervlich bedingt, teils wegen der Kälte in Kombination mit der Feuchtigkeit des heftigen Eisregens, die sich immer wieder so gemütlich in meinen Knochen festsetzen wollte, und dankte Mutter endlos dafür, dass sie mehrfach betont hatte, ausschließlich von ihrer engsten Familie zu Grabe geleitet werden zu wollen. Daran werde ich mich am Ende erinnern. An diese Dankbarkeit. Und an den Neid und die Eifersucht auf alle, deren Eltern noch am Leben sind. Vielleicht ist das auch eine Störung. Weil ich denke, ich sollte es nicht fühlen. Ich meine den Neid und Eifersucht, nicht die Dankbarkeit. Und so ... Die meiste Zeit geht es mir gut, ich lebe, ich atme. Ich arbeite. Alles ist gut, solange es mir gelingt, dieses sogar in meinem verkümmerten Gehirn noch lebendige Bild von mir selbst als Kind zu erhalten: unentwegt plappernd, nervig, unruhig, mit blonden Zöpfchen, wie ich beim Gehen hüpfte, mit meiner Hand in ihrer, während sie mit mir zu Tante Anđa geht, damit diese mir ein Mäntelchen näht. Eine

faszinierende Strickmaschine hat die Tante, und ganz viel Schneiderei-Zubehör, Modzeitschriften mit Schnittmustern und Näh-anleitungen, Schneiderkreide, bunte Stoffreste und alle möglichen anderen Fetzen, die sie mir schenkt, damit ich mir daraus Puppenkleider mache. Wir gehen ins Zentrum, sie tritt vorsichtig und elegant nur mit dem Vorderteil des Fußes auf, ich hingegen unvorsichtig, tapsig, mit dem ganzen Fuß, wir nehmen eine Abkürzung durch den nahegelegenen Park, besser gesagt Wald, der später in einen botanischen Garten umgewandelt wurde. Hier überkommt es mich dann für gewöhnlich. Meine Augen füllen sich mit Tränen, das Kneifen in der Nase vertreibe ich mir durch wortloses Summen einer Melodie ohne Rhythmus, mit Text ohne Sinn und Bedeutung. Es soll schnell vorbeigehen. Einfach nur vorbeigehen. Mama.

Ich bin froh, dass sie mich nicht sehen kann. Sie würde sich unnötig Sorgen machen: du bist blass, trink doch manchmal eine Tasse Blasentee, geh nicht so spät ins Bett. Und mach dich mal ein bisschen schick, um Himmels willen. Ich bin auch froh, dass sie nicht hören kann, wie Laki und ich uns ständig streiten. Denn das ist mittlerweile echt schlimm. Es sind nicht mehr diese banalen Kabbeleien über blöde Kleinigkeiten, nein, jetzt haben wir wirklich angefangen, uns gegenseitig zu zerfleischen. Absichtlich grob. Böswillig. Wir scheinen beide entschlossen, den anderen dazu zu bewegen, den Schlussakkord anzuschlagen. Ich will keineswegs versuchen, meinen Anteil an der Schuld herunterzuspielen. Ich weiß, dass ich anstrengend sein kann, aber was ich gerade mache, ist selbst für meine Verhältnisse übertrieben. Immer öfter ertappe ich mich dabei, dass ich ihm etwas Hässliches, Ekliges, Demütigendes sagen möchte. Etwas, das jeden Muskel in seinem mittlerweile so abstoßenden Gesicht vor Erregung zucken lassen wird. Ich erkenne mich weder in meinem Spiegelbild noch im Echo meiner Stimme. Das hier bin nicht ich. Aber ich kann einfach nicht mehr aufhören.

Maša weiß das ganz genau, schließlich habe ich ihr schon unzählige Male gesagt, dass ich keine Maronen mag. Ich verstehe nicht, wie jemand diese nichtssagende, charakterlose Frucht mögen kann, die erst durch die Zugabe einer großen Menge Zucker und Rum irgendeinen Geschmack bekommt. Pfui. Und doch steht vor mir auf einem pompös geschmückten Tisch eine Geburtstagstorte mit Maronen, hübsch anzusehen, mir zum Trotz, wie ich vermute. Darauf stehen zwei

Kerzen in Form einer Fünf, damit ich nicht versehentlich aus den Augen verliere, wie alt ich geworden bin. Als ob sie mit ihren zwei- und fünfzig so viel jünger wäre. Ich beschließe, die offensichtliche Provokation zu ignorieren. Irgendeinen Weg werde ich schon finden, es ihr hundertfach zurückzuzahlen. Gott sei Dank arbeite ich nicht, also habe ich alle Zeit der Welt, um mir etwas einfallen zu lassen. Sicher denken manche, es wäre besser, wenn ich mir Gedanken über die Jobsuche machte. Ich weiß, ich bin langweilig und grantig, aber warum ausgerechnet Maronen? Na ja, eben drum – weil du sie nicht magst, du Idiot! Endlich habe ich es kapiert. Ich bin wirklich alt, verdammt. Der Geburtstag, nach dem alles im Leben nur noch bergab geht, ist schon eine Weile her, was durch den Verlust von Haaren, Knochendichte, Lebensenergie, Libido, in meinem Fall auch Arbeit, Schwächung des Bindegewebes und ganz zu schweigen der Ansammlung von Fettgewebe bestätigt wird. Maša sagt, ich sei fragil und empfindlich geworden wie die Wurzel einer Orchidee. Ich hab es ihr noch nicht gesagt, damit sie nicht gleich triumphiert, aber zu allen meinen Qualen gesellt sich gerade noch ein Problem, an das ich mich noch nicht mal zu denken traue. Ich muss hundertmal am Tag pinkeln. Noch hat sie nichts bemerkt, teils, weil sie sich einen Dreck um mich schert, teils, weil ich die häufigen Gänge ins Badezimmer durch mein weit bekanntes pathologisches Händewaschen erklären kann, da ich wie der schlimmste Hypochonder panische Angst habe vor allen Viren, Mikroben und wirklich allem, was da krecht und fleucht. Nachts bekommt sie gar nicht mit, dass ich aufstehe, denn unsere Zimmer sind ziemlich weit entfernt voneinander, dazwischen liegt ein breiter Flur, und ihre Tür ist immer zu. Ich nehme an, es handelt sich um eine Entzündung der Harnleiter, denn manchmal habe ich auch Schmerzen beim Wasserlassen, aber man sollte das wohl tatsächlich mal von jemand Kompetenterem als »Dr. Google« checken lassen. Ich hab sogar Angst, einen Termin für eine Untersuchung zu machen, geschweige denn hinzugehen. Was, wenn es Krebs ist? Ich habe gelesen, dass auch eine Entzündung der Prostata das Problem sein könnte: »akut, mit schnellem Beginn und sehr ausgeprägten Symptomen, oder chronisch, wenn sich die Symptome langsam entwickeln und lange anhalten«. Es kann sich auch um eine benigne Prostatihyperplasie (BPH) handeln, die »als Folge einer Vergrößerung jenes Teils der Prostata

auftritt, der als 'Übergangszone' bezeichnet wird, wodurch die anderen Teile der Prostata in Richtung der Peripherie, also der Prostatakapsel, verschoben werden und die Harnröhre gequetscht wird. Es ist bekannt, dass der Prozess mit dem Alter zusammenhängt, sodass im achten Lebensjahrzehnt mehr als neunzig Prozent der Männer an BPH leiden.« Mann. Aber es könnte auch Krebs sein. »Eine der häufigsten bösartigen Erkrankungen des Mannes, hinsichtlich der Häufigkeit an erster oder zweiter Stelle unter allen bösartigen Tumoren, bei Männern ab dem 50. Lebensjahr. Mit zunehmendem Alter steigt das Krankheitsrisiko.«

»Was soll ich dir sagen, genau wegen solcher Lebenssituationen heiraten die Menschen«, sagte mir Raša, mein Trauzeuge, vor etwa einem Monat, kurz nachdem wir eine meiner zahllosen Streitigkeiten mit Maša analysiert hatten. »Damit du nicht alleine zum Arzt gehen und auf die Befunde warten musst. Damit jemand mit dir verzweifelt, wenn sie schlimm sind. Dich zur Chemo fährt und neben dir sitzt, während die Zytostatika die nach der Operation verbliebenen bösartigen Zellen zu töten versuchen. Vorausgesetzt, der Tumor ist operabel. Das ist der Sinn der Ehe, verstehst du? Jemanden zu haben, der dich in der Krankheit pflegt. Nicht alleine zu krepieren, weil sonst die Nachbarn die Tür aufbrechen müssten, wenn der charakteristische Gestank und das traurige Jaulen des Hundes ihnen die wahrscheinliche Antwort darauf liefern, warum sie dich schon seit Tagen nicht mehr beim Gassigehen mit Barni gesehen haben.

»Ich habe nicht deshalb geheiratet. Ich habe Maša wirklich ...«

»Red keinen Scheiß, natürlich hast du deshalb geheiratet, genau wie wir alle.

Ich will nicht, dass Maša mit mir zum Arzt geht. Wir haben schon seit langem nicht mehr diese Art von Beziehung.

»Red keinen Unsinn, Maša wird dich in der Not nicht im Stich lassen, völlig egal, wie sehr ihr euch voneinander entfernt habt. Selbst wenn ihr euch hasst. Mich hat sie sowieso schon immer genervt, seit sie aufgetaucht ist, bist du nicht mehr derselbe Mensch, das hab ich dir hundert Mal gesagt, aber ich weiß, wozu sie in der Lage ist und wozu nicht.«

»Jetzt tut es mir leid, dass wir keine Kinder haben.«

In den letzten Jahren habe ich mich unabhängig von dieser Geschichte mit dem Wasserlassen oft gefragt, ob Maša und ich als Paar besser funktioniert hätten, wenn wir ein Kind bekommen hätten. Ich weiß von einigen Fällen, wo Paare auf diese Weise ihre kaputte Ehe zu retten versucht haben. Doch ehrlich gesagt glaube ich nicht, dass uns das gelungen wäre. Ich meine, ein Kind großzuziehen. Wir schaffen es noch nicht einmal, uns konstruktiv zu streiten, wie das die Psychologen und Eheleute nennen, geschweige denn eine ernstere, anspruchsvollere Aufgabe zu erledigen. Wir verlieren in der Regel vor lauter Kreischen, Wüten und gnadenlosen Beleidigungen die Pointe aus den Augen, meistens sogar den Anlass für den Streit. Selbstverständlich gelingt es uns auch nie, etwas zu klären. Denn es ist auch gar nicht unser Ziel, zu einer Klärung zu gelangen, sondern lediglich unser Gegenüber so tief und bitter zu verletzen wie möglich. Und so gehen wir am Ende nur noch wütender und gehässiger in unsere Zimmer, um unsere Wunden zu lecken und eine Strategie für die nächste Runde zu erarbeiten. Nein, auf gar keinen Fall könnten wir uns um ein Kind kümmern. Wenn ich ganz ehrlich sein soll, habe ich auch weder bei mir noch bei Maša, bei ihr sogar noch weniger (wobei nicht auszuschließen ist, dass hier die böswillige und mittlerweile schon unheilbar streitsüchtige Version meiner selbst aus mir spricht) je einen ehrlichen Kinderwunsch erkennen können, wofür es gewiss auch einen guten Grund gibt. Meine Mutter sagt, ich sei zu eitel und selbstsüchtig, um dem Kind das Podium überlassen zu können. Über Maša sagt sie erst gar nichts, ihr ist klar, dass meine Nörgelei schon für beide reicht.

LEBEWOHL, YOKOHAMA

*Alles hängt davon ab
wie lang wir immer sein werden.*

Liebe, Ewa Lipska¹

Sie brauchte nicht viel, um glücklich zu sein: Porridge und Bimsstein für ihre Fersen, *das war alles*. Doch hätte womöglich, wie neulich in Larissa, ein kleiner herzförmiger Griff am Reißverschluss ihres Rucksacks dem Druck nachgegeben, hätte sich herausgestellt, dass das Leben – der Anzahl verschiedener Werkzeuge nach zu urteilen, mit dem sie es herausforderte – nichts weiter war als ein Wechsel an Gewissheiten und Überraschungen, wodurch das Bedürfnis nach ersteren zu einer Abhängigkeit wurde. In Tokio sorgte sie sich länger als sonst (was, wie man behauptete, einem Landei aus Kokoszkowy nicht übel zu nehmen war), genauer gesagt öfter und intensiver, als wenn ihr Portemonnaie, das sie noch am Flughafen Haneda verloren hatte, jemand anders gehört hätte, und deshalb erstarrte sie, sobald es ihr in ihrer neurasthenischen Routine so vorkam, als hätte sie schon lange nicht mehr daran gedacht. Das *Portemonnaie*, aber vergessen wir nicht, dass es, gemäß dem persönlichen Konzept der Unersetzbarkeit, auch ein *Telefon* hätte sein können, ein Mikrostress der, indem er das Blut mit Adrenalin versorgte, der Existenz ihren Sinn verlieh und das Herumwühlen in Innenfächern weniger unangenehm machte, obwohl diese Erregung, selbst wenn sie stundenlang anhielt, nicht mit jener von vorhin zu messen war, als sie in Vorahnung dessen, dass sie sich schneiden würde, Pflaster dabei hatte.

Eigentlich hätte sie sofort vom Bahnhof Ikebukuro aufbrechen müssen, doch weil das Museum für moderne japanische Literatur in Komaba, wo anlässlich der Ankunft der Delegation des Polnischen Buchinstituts eine Feierlichkeit ausgerichtet wurde, nur ein paar Kilometer vom Bahnhof Shinjuku entfernt war, hatte sie sich ausgerechnet, mit etwas Geschick ganze 1300 Yen sparen zu können.

Tijana Rakočević



Tijana Rakočević wurde 1994 in Podgorica geboren und ist derzeit Doktorandin an der Philologischen Fakultät in Nikšić. Sie veröffentlichte einen Gedichtband, *Sve blistavi kvanti*, und ihre Werke – Essays, Gedichte und Kurzgeschichten, in Übersetzung oder im Original – sind in Literaturzeitschriften der gesamten Region zu finden. Sie ist stellvertretende Chefredakteurin im Verlag *Fokalizator*. Sie ist Preisträgerin bei der Zentraleuropäischen Initiative für junge Schriftsteller, das Montenegrinische Nationaltheater hat ihr den wichtigsten Biennale-Preis für einen Drama-Text in Montenegro zuerkannt, sie bekam den zweiten Preis beim Wettbewerb für die beste Kurzgeschichte im Euro-mediterranen Raum »A Sea of Words« (Europäisches Mediterranes Institut in Barcelona) sowie den Preis für das beste Werk junger Kreativer in Montenegro (Montenegrinische Akademie der Wissenschaften und Künste). Sie bekam den ersten Preis beim Wettbewerb für die beste Kurzgeschichte in Montenegro für 2019, und den ersten Preis beim Wettbewerb des Goethe-Instituts in Zagreb für das beste Gedicht, sie ist Autorin der besten queeren Geschichte in der Region. Derzeit wird ihre Kurzgeschichte *Srbjeli me prsti* [»Es hat mich in den Fingern gejackt«] verfilmt, gefördert vom Filmzentrum Montenegros. Sie ist bei der Regierung Montenegros angestellt.

Zuvor hatte sie wegen diskreter Erkundigungen nach den Teilnehmern – Duda, Dabrowsky, Kowalczyk und noch einer, dessen Namen sie sich nicht gemerkt hatte – schon zwei Züge nach Shibuya verpasst, was sie dazu verleitete, ungeplant ihren Notizblock zu zücken und ein paar Worte über *unauf-schiebbares Unbehagen*, Strich, *Przemysław* zu notieren. Sie war darauf gefasst, die anderen – wie immer bei solchen Gelegenheiten – solidarisch um den Tisch verteilt anzutreffen, an dem für sie nie Platz war, es sei denn, sie war hartnäckig wie ein Korkenzieher, außerdem musste sie die Augen zudrücken, weil sie sowieso wegen dieser ganzen Höflichkeit schon fast aus den Augen blutete vor Peinlichkeit, *nein-nein-nein*, sagte einer von Ihnen, *Ladys first*, und sie würde sich hinsetzen, wohl bewusst, dass ein ergatter-

1 Dt. Übersetzung Doreen Daume.

ter Stuhl nicht zwischen Barmherzigkeit und Nachsicht unterschied. Auf einmal entschuldigten sie sich und standen einer nach dem anderen auf, in der Reihenfolge, in der ihre albernern Pflichten begannen, was, wenn man ein wenig darüber nachdachte, eher ein Verdienst für deren Ausdauer war als eine Strafe für ihr zweifaches Talent: zu schreiben und dennoch unverhältnismäßig wenig sie selbst zu sein.

Liebe Alle, schrieb sie in einer Rundmail, *sollte ich es nicht schaffen* – dann löschte sie es, weil *sollte ich durch die besonderen Umstände verhindert sein* einfach viel besser klang – *liebe Alle*, tatsächlich, wobei ihr trotz der Langeweile ein Stein vom Herzen fiel, als sie sah, dass keiner von ihnen gut genug aussah, um ihn eines zweiten Blickes zu würdigen, und deshalb seelenruhig das *herzliche*, das sich auf die *Grüße* bezog, wieder löschte, sobald sie einen Sitzplatz ergattert hatte. Als sie spürte, dass es langsam dunkel wurde, bemühte sie sich, sich auf das Zwergengebüsch zu fokussieren, das sich nach einer Geheimformel reduplizierte und darum bat, von ihr mitgenommen zu werden, aber wenn sich trotz ihres Widerstands ein strahlender Wolkenkratzer ins Blickfeld bohrte, schloss sie, anstatt sich um das Andauern dieser wohligen Trance zu bemühen, die Augen, als hätte sie durch einen zu kleinen Abstand zwischen Mikro und Lautsprecher mit ihrer Stimme jenes Fiepen verursacht, auf das alle mit Fluchen reagierten. Freude stellte für Tia eine Form der Beunruhigung dar, die ähnlich einer schlechten Nachricht den Nebensächlichkeiten Bedeutung verleiht, ein Konfetti gewordener Treffer, dessen einziger Sinn darin besteht, wiederholt zu werden: Riecht sie diese bei anderen, respektiert sie die geometrische Vorhersehbarkeit des Bordsteins, auf dem sie ihren Reifen treibt, noch viel mehr, ganz zu schweigen vom Genuss, hier ist alles im Voraus bekannt. Tokio wirkte daher auf sie wie ein potenter Liebhaber, bei dessen Anblick sie so tat, als würde sie die Stirn runzeln, doch das Interesse an ihm drang gegen ihren Willen durch Mund und Nase in sie ein wie ein Virus, mit Heiserkeit und viel Flüssigkeit, mit Hämatomen, die wie Vergissmeinnicht von der Schärfe des Unbekannten zeugten, der Eindruck, sie sei einseitig verliebt – wisse aber noch nicht, in wen.

Am liebsten würde ich mich auf einen Stein legen und mit Moos bewachsen lassen, notierte sie und befühlte, erschrocken vom plötzlichen Schließen der Automatiktür, gründlich ihren Pferdeschwanz; ihr Hin-

terkopf war ein Brunnen, ihr Haar ein Wasserstrahl, den einer sehr voreingenommenen Einschätzung zufolge der Tod fast auf Ex austrank. Aufgescheucht, als hätte ihr jemand mit einem Reflexhammer auf die Patellasehne geschlagen, erkundigte sie sich die ganze Strecke entlang bis an den Rand ihres Bewusstseins, wie diese schöne Umgebung sie entweder töten oder verkrüppeln könnte – eine nicht vollständig gelöschte Zigarette in einem Dutt, ein Fuß in einem schmalen Pantoffel zwischen zwei Schienen oder ein Tunnel, der es kaum erwarten konnte, dass die Dame aus dem Fenster spähte – und dann ließ sie noch nicht warmgelaufene Lexeme auf das mit Tabellen überzogene Blatt fallen: das Verb *zerstückeln*, das Adjektiv *dispersiv*, das Substantiv *Fenstersims*. Ihre Überzeugung, dass sich ein schreckliches Ende mit viel Blut, selbst wenn sie es wirklich wollte, nicht ändern würde, selbst wenn sie aufhörte, so intensiv darüber nachzudenken, trieb sie dazu, Einzelheiten über die Umstände, in denen sie sich befand, aufzuschreiben und sich in ihrer Haut fühlen zu lassen wie in einer brennenden Scheune, und blättert in einer halbleeren Gesundheitsakte, auf deren Rückseite *Fettleibigkeit* steht. In den Geschichten steht es geschrieben. Für *Rückzug mit dem Ort* zum Beispiel war sie letztes Jahr mit dem Szyborska-Preis ausgezeichnet worden, und selbst dann, als alles vollendet war, hielt sie es nicht für nötig, darüber nachzudenken, was mit ihrem Dichtergeschick passieren würde, wenn sie geheilt würde, obwohl ihr Körper ihr vor dem Zusammenbruch gesagt hatte, dass ein Schritt nach vorn sie den Kopf kosten würde; zur Strafe sah sie überall abgetrennte Hände hängen, mit Ringen, die sie nicht hatte.

Sobald ihr Pony fettig ist, muss Tia stottern, weshalb sie ihn auf die Schnelle mit Babypuder etwas zurechtmacht. Sie wird ihr Gepäck im Hotel lassen, ein Gläschen *Shōchū* runterkippen und sich ein wenig frischmachen, einfach um nicht auszusehen, als wäre sie gerade von einem Maultier gestiegen. Sie machte es sich bequem, vielleicht sogar ein bisschen zu bequem, wenn man bedachte, dass sie ja nur eine Stunde Zeit hatte, doch sie würde sich eher die Blöße geben, zu spät zu sein, als japanisch verfrüht, um dann drei oder vier Minuten wie eine Schnorrerin in einer geleckten Gesellschaft zu verbringen, in der sie sich trotz allgegenwärtiger Höflichkeit immer überflüssig gefühlt hat. *Dies ist der Kreis des Vertrauens*, ihr fiel ein, wie Daumen und Zeigefinger ihrer Mitbewohnerin mit ih-

ren zusammengepressten Fingerkuppen die Einheit des Frauentrusts bewahrten, *und du bist hier*, fügte S. dann hinzu und streckte einen der Finger der anderen Hand aus, mit der Absicht, die Zuschauer zu beeindrucken, obwohl klar war, dass nichts die Natur von Tias Beziehung zur Welt so abbildete wie dieser kleine, vereinzelt Finger. Jedenfalls war sie in Narita abgestiegen, obwohl in den Formularen auf ihr Bestehen hin überall »Shibuya Creston Hotel« stand, was die Differenz des Erstattungsbetrags, dank ihrer Bereitschaft, zugunsten einer praktischeren Lösung auf Komfort zu verzichten, verdoppelte oder sogar verdreifachte. Zudem machte es sie stolz, nicht dem Drang nachgegeben zu haben, statt gewöhnlicher Taschentücher auf parfümierten zu bestehen, da ja beide den Rotz gleich gut wegwischten.

In ihrem Lampenfieber, das sie so halbwissenschaftlich als *Anspannung* beschrieb, lag manchmal eine notorische Abneigung gegenüber der Kleiderwahl, gegenüber dem, was die Garderobe zu ihrem Selbstbewusstsein beitrug – denn allein mit sich selbst schämte sie sich fast noch mehr, als wenn sie mit jemandem zusammen war. Seien wir ehrlich, mein Bauch ist zu dick, schoss es ihr durch den Kopf, wenn sie mit in die Luft gestreckten Beinen ihre Fitness einzuschätzen versuchte, doch dann dehnte sie sich, als übe sie eine Nummer ein, bis zu einer Stellung, in der sie so aussah, dass man ihr nichts hinzufügen und auch nichts wegnehmen wollte. Diesmal stellte sie sich den Wecker auf eine halbe Stunde, legte sich ein Handtuch unter die Wirbelsäule, machte eine Brücke und zog die hüft hohe Jeans runter, deren Nähte sich ins weiche Fleisch unterhalb ihres Bauchnabels eingeschnitten hatten: Dort war die Haut ein Quecksilber, das man locker um fünf Zentimeter nach oben ziehen konnte. Sie fand sich Auge in Auge mit einem Exemplar des Kusses wieder, aus dem – wenn nicht sofort, dann nachdem ihr der Querschnitt eines Kopfes ins Gesichtsfeld kam – statt Klimt der Dichter der verstreuten Eingeweide Shintaro Kago (obwohl, darüber würde sie morgen nachdenken, unklar war, warum er sich nicht als erster im Hotelzimmer eingefunden hatte). Die Profile der zwei uniformierten Mädchen waren nahezu identisch, eine von ihnen hing, da sie sehr klein war, auf dem Barhocker, was Tias Urteil nach eine ziemlich schlampige Ausführung der linearen Perspektive war. In ihren glühenden Gedanken hießen sie Rechts und Links; sie liebte beide, aber Rechts genoss den Kuss, während Links

noch nicht einmal die Augen schloss. Links verstellte sich.

Wie immer, wenn sie ihre Klitoris berührte, wurde sie von einer heißen Welle aus Schuldgefühlen überschwappt. Sie erledigte es schnell, handwerklich, mit der Einstellung, man brauche für alles ein Taktgefühl, festgefahren in der Überzeugung, es sei dieselbe Art von Morgengymnastik, der sie zu verdanken hatte, dass ihre Schulter eingerenkt blieb, und natürlich des Wohlbefindens bewusst, weshalb sie das auch tun würde, wenn sie keine Befriedigung darin fände. Stets regelmäßige kreisende Bewegungen im Uhrzeigersinn, so wenig überzeugend wie die Farben eines Wobbelsenders, und obendrauf – fast wie Video-Überwachung – ihr Yogi-ähnlich geduldiges Gesicht mit Blick auf die Scham, eine kleine Töpferscheibe, auf dem feuchtes Gewebe solange geformt wird, bis es das ist, was von ihm erwartet wird. Fügt man dem hinzu, dass die Gestalten, die sie erregen, im Prinzip optimierte Hologrammprojektionen sind, originalgetreue Repliken von Menschen mit gestutzten Krallen, die im Gegensatz zu ihren Prototypen nicht imstande waren, ihr Schmerz zuzufügen (zum Beispiel Mikotaj Ryba, genannt Goebbels, ein Regime-Schreiberling, dessen Kopf der sogenannte Gasboom war, ein Mann, der sie eine halbe Stunde, nachdem er die Nachricht erhalten hatte, dass *Stechapfel* im Druck war, mit der Idee kontaktierte, die Lizenzgebühren zu teilen, und schlimmer noch war alles in allem lediglich die Tatsache, dass sie sie ihm tatsächlich auch gegeben hat), dann konnten die Dinge klarer nicht sein. Die dritte Hand, die warmen Kurvaturen, die ein anderer Mensch hatte, simulierte der Hilfsmittelkörper, sein Unisex-Sekret, dessen sich Tia bis auf den heutigen Tag schämt.

Da die nahegelegene Baustelle nach Meinung des Taxifahrers nicht sein Problem war, wartete dieser in seinem orangefarbenen Taxi etwa hundert Meter vom vereinbarten Ort auf sie. Wie eine Eroberin ging sie auf ihn zu, wie ein Sturmgeschütz, nur durch einen Befehl vom Feuer getrennt, und brummte sich abwechselnd 'Mutter' und 'Hund' in den Kragen, aber nie das Wort, dessen Anwesenheit die zwei Genannten erst zu Schimpfwörtern gemacht hätte. Auf dem Armaturenbrett war zu lesen, dass der Fahrer Saburo hieß – ein schönes, muskulöses Gesicht, dem das *omoyari* fehlte, denn sonst hätte er längst gemerkt, dass ihr der Windzug direkt ins Gesicht peitschte und sie kaum Luft bekam. Sie würde ihn fragen, wie er heißt und ob er

in der Nähe lebt; er würde sagen, dass seine Eltern aus Nagoya seien und absichtlich hinzufügen, dass er mit seiner Ehefrau in Tokio lebe, dann würde sich das Funkgerät in ihre Unterhaltung einmischen und er würde vergessen, was er sie zu fragen gedacht hatte. Egal, sie würde das Bedürfnis verspüren, ihm etwas anzuvertrauen, was ihr an jenem Tag passiert war, ausgedacht oder zumindest übertrieben ausgeschmückt, um ihn dazu zu bringen, ihr Hilfe anzubieten, sodass sie, geschmeichelt, wie sehr er sich in ihre Situation hineinversetzt hatte, gar nicht anders konnte als abzulehnen. Zum Glück machte sie den Mund nicht auf, bis er sagte *das macht 890 Yen* (um *Bitte sehr* zu sagen), denn ihr sediertes Herz war sich unterdessen sicher, dass die beiden in einem Film bereits eine solche Unterhaltung geführt hatten.

Vor dem Museum war keine Menschenseele, und von außen konnte man auch keinerlei Beleuchtung sehen. Sie spähte unter die schwarzen Balken, die nahtlos in Grün übergegangen, und summte ein einfaches Lied mit drei Akkorden, dessen tiefe Verwurzelung in ihrem Gedächtnis es gelegentlich in einen drahtlosen Lautsprecher verwandelte. Paradoxerweise kannte sie nur jedes vierte Wort, das idiotische Reimen von *Blut* und *Flut*, die nie endenden Zwänge, die ein so wichtiges, so verlässliches, so gut formuliertes Tageshoroskop hervorbrachten. *Wassermann: Seien Sie scharfsinnig und zurückhaltend, denn jemand könnte das von Ihnen gesagte missverstehen. Der Schlüssel liegt im Erreichen des seelischen Gleichgewichts.* Sie erreichte das obere Ende der Treppe und lauschte: noch immer war niemand da. Wie war das möglich? *Vor Ihnen liegt ein Zeitraum der Ungewissheit – nicht alles, was Sie vorhaben, wird nach Plan verlaufen.* Sie klopfte mit den Fingernägeln auf die Fensterscheibe, sanft und verzweifelt wie ein Welp, und hoffte, dass jemand, ein Wachmann oder ein Einbrecher, seinen Finger auf dem Schalter hatte, den sie sehen, aber nicht erreichen konnte. Voller Angst vor dem Gedanken an einen Fehler, der sie den ganzen Weg hierher verschleppt hatte, sei es der eines anderen oder ihres eigenen, übersah sie beinahe den Staubsauger, die Gummihandschuhe, die Flasche mit Chlorbleiche und die Frau, die ihr ein Zeichen gab, einzutreten. Als sie schließlich herausfand, dass das Programm schon fünfzehn Minuten vor ihrer Ankunft zu Ende gewesen war, schaute sie zuerst auf die Uhr, dann auf den Ablaufplan und begann – wie früher, wenn der Schulunterricht verkürzt

war und niemand sie abholen kam – untröstlich und herzlich zu weinen.

* * *

Ganz versteinert wartete sie darauf, dass ihre Mutter zur Tür hereinkam. Wie ein Bakterium im Permafrost unterdrückte sie jede Bewegung, ihre Atmung verlangsamte sich bis zur Belastbarkeitsgrenze und der feine, ätzende Staub auf den Hornhäuten ihrer Augen, der sie ständig blinzeln ließ, störte sie nicht mehr. Sie würde nicht kapitulieren, selbst wenn die Mutter, mehr für sich selbst als ihr retwegen, schon von der Tür aus losschreien würde: *Was stellst du dich so an?*, und selbst wenn sie zum x-ten Mal zu ihr käme, um sie zu schütteln und ihren Herzschlag zu überprüfen, aber ihr dann aus Angst, dass dies eines Tages berechtigt sein könnte, eine Ohrfeige knallte, die so heftig war, dass sie eine Zeit lang auf einem Ohr nichts hörte: Es war wie ein Kuss, der sie zum Aufwachen überredete und Schneewittchen vom Fluch befreite. Frau Chlebek, die bald wieder Nytz heißen würde, hatte tatsächlich ihr gegenüber keine anderen Sünden, als dass sie sich, ohne sie um Erlaubnis zu fragen, schnell einen Liebhaber zugelegt hatte, keinen Freund, nein, einen Liebhaber, den sie jeden Abend anrief, um elf, keine Minute früher, woraufhin Tia triumphierend zu dem Schluss kam, dass er verheiratet war. Alles in allem schien es, als hätte sie ihn ausgewählt, um sich zumindest in Gedanken mit Tias Vater zu verkrachen, der auf der Flucht vor der Katastrophe fast immer die Tür zuknallte zwischen dem, was sie bereits gesagt hatte und dem, was sie sagen wollte; *und damals, als du mich warten ließest oder du hast dich überhaupt nicht für mich eingesetzt* – und es gab, um es kurz zu sagen, unzählige solcher Fälle.

Die Liebhaber. So hieß Tias erster selbstverlegter Gedichtband, dessen Druckkosten auf Bitten ihrer Mutter von der Krakauer Niederlassung der Firma *Motorola* übernommen worden waren, und den – Bekannte und Verwandte ausgenommen, und selbst diese mit Zurückhaltung – lange überhaupt niemand auch nur angefasst hatte. Erst als eine Anerkennung auf die nächste folgte, zuerst der Preis in Montreal und dann der *Griffin Poetry Prize* – welcher, nicht dass sie schadensfroh wäre, sogar der viel erfahreneren Luise Glück entgangen war –, nahm die Nachfrage nach ihren Bänden zu, auch nach den limitierten Auflagen, und zwar so sehr, dass ein Exemplar der *Liebhaber* oft den Preis von un-

glaublichen zweitausend Zloty erreichte. Frau Chlebek hatte dieses Buch viele Male in ihren Händen gehalten, aber eigentlich nie wirklich, sie hatte wohl den Verdacht, dass der Inhalt sie mehr betraf, als er eigentlich sollte, und wollte nicht herausfinden, warum die Gedichte *Kleiner Liebhaber*, *Erster Liebhaber*, *Lustiger Liebhaber*, *Glücklicher Liebhaber* – und so fort – hießen. Sie feuerte sie blind an. Dass diese Entscheidung falsch war, dass sie beim endgültigen Abschied umso trauriger waren, wenn die Nachricht über die jeweils andere auch nur ein wenig zum Triumph neigte, zeigte sich daran, dass Tia dann auf jegliche Art von Kritik hoffte: entweder positiv, was sie als Übernahme von Verantwortung interpretieren würde, oder als negativ, was ihr – nicht zuletzt durch Streit – dazu dienen würde, die Dinge zu bereinigen. Derzeit waren ihr Bündnis, ihr Frieden, ihre Dualität dauerhaft zerrüttet.

Sie erinnerte sich plötzlich daran, in Yokohama, und zwar in dem Moment als sie, an die Brüstung rund um den Fußweg zur Zentralen Stadtbibliothek gelehnt, den ersten Europäer erblickte. Sieh an, er war zwar früh dran, aber offenbar wusste er, wie er Kontakt aufnehmen kann, da indigene Männer in seiner Gegenwart lächelten. Seine Hände in der Luft, lebhaftes Zeigefinger, die wie Motorola-Antennen aus vollen, wenn auch leicht geballten Fäusten hervorsprangen, übten ihre eigene Sprache, deren Konventionen sie an das erinnerten, was sie selbst zu verwenden versuchte – die einzige Möglichkeit, sich in einem Raum voller unbekannter Menschen nicht unwohl zu fühlen, bestand darin, sie alle kennenzulernen. Die Beine waren etwas anderes: Obwohl er auf dem zwölften stand und seine Zuhörer auf dem vierzehnten, also sozusagen ein oder zwei Schritte höher, und in der Hitze seiner Rede vor und zurück schwankte, ließen seine Haltung und vor allem sein Gesichtsausdruck durch nichts darauf schließen, dass er befürchtete, auf die Asphaltoberfläche zu rollen, wenn er nicht vorsichtig genug war. Nichts. Sein Körper war eine Nachbildung der *Kiste der Weisheit*², ein bewundernswertes jüdisches Wunder. Er nahm Tia erst wahr, als das Geräusch ihrer Absätze, die immer intensiver und näher kamen, das Ende des Satzes überschattete, der vielleicht für immer in seiner Kehle steckenbleiben würde, aber selbst dann konnte er nicht herausfinden, ob das gewisserma-

ßen ein Relikt christlicher Ethik war, er sah ihr nicht in die Augen, auf ihre Lenden oder, wenn es wirklich sein musste, auf ihr verschwitztes Dekolleté, weder nach links noch nach rechts, sondern dahin, von wo, wann immer sie sich bewegte, ein Tonsignal gesendet wurde – aufs Fersenbein.

»Pawet Kaczmarczyk.« Er reichte ihr die Hand, doch vergebens, sie bemerkte nur die Treppenstufe, die Verletzung und vor allem ihre Zehen ohne Halt:

»Du fällst noch hin«.

Es sei darauf hingewiesen, dass sie, klug geworden aus der Erfahrung in Tokio – bei der nicht einmal das letzte Haar auf dem Kopf davon ausgegangen war, dass jemand so Geniales verloren gehen könnte – eine Reihe besonderer Maßnahmen ergriffen hatten, vor denen der selbstverwaltete literarische Kreis nicht zurückschreckte, um ihre Privatsphäre nicht zu gefährden, stellte sie sicher, dass sie an dem Programm teilnahm. Für Blinde gab es Hunde, für sie einen *menschlichen Führer*, er folgte ihr still den ganzen Weg von Sakuragichō bis Oimatsuchō und beantwortete gezielt ihre Fragen, die direkten wie die rhetorischen, was dieses Protokoll völlig inakzeptabel machte.

»Wer bist du, Keisuke?« unterbrach sie ihn plötzlich.

»Nun ja ... Keisuke.« Er gähnte, zuckte mit den Schultern und verstummte wieder.

Auf der anderen Seite nutzte Kaczmarczyk, dessen Name wie ein schlafender Archetypus sowohl Tias Vergangenheit als auch ihre Zukunft kolonisierte, dessen Pupillen merkbar weiteten, wenn er Chlebek hörte, jeden Moment, so auch in Hakkeijima, um sie, und sei es in Abwesenheit, in ein Gespräch zu verwickeln. Vor langer Zeit, noch vor den Eisenbahnschienen, die schließlich die Kampffestung Kamakura mit Yokohama verbinden würden, gingen die Menschen zu Fuß über den *Kiridoshi*, der angeblich vom berühmten Krieger Asahin Yoshihide in einer Nacht erbaut worden war. Wusstest du, wusstest du? – Nein; Möchtest du die Geschichte der Göttin Benzaiten hören – gerne. Nur wusste sie nicht wie, und sie machte sich nicht einmal die Mühe, es zu verbergen: Sie war fasziniert von der Tatsache, dass es in seiner Interpretation von Katalog-Kuriositäten, um was auch immer es in einem bestimmten Moment ging, keinen Leerlauf gab, keine Ausschmückung und leider zu viel Wahrheit, die

2 Installation von Kikuma Mochizuki im Hof der Zentralen Stadtbibliothek in Yokohama (Kanagawa). Es ist eine leicht zum Hang geneigte Metallkiste.

sie *post festum*, als sie zu sich kam, in ihren eigenen Augen etwas entwertete. Sie wurde von dem Gefühl begleitet, der Hitzequelle zu nahegekommen und von diesem Mann, der seine natürliche Überlegenheit ausspielte, mit seinem Lumen geheilt worden zu sein.

Doch als er die Murmel in den Aschenbecher schnippte und so die Ramune-Flasche entkorkte – was für sie im selben Moment zur Definition von Männlichkeit wurde – nahm sie seine Exkurse zur Kenntnis, die kleinen Stenogramme der Liebe, die jemand Oberflächliches, der zufällig vorbeigekommen wäre, falsch deuten könnte, was sie nach Bearbeitung Zergliederungsmethode nannte und beschloss, ihn um jeden Preis aus ihrer Erinnerung zu tilgen. Vielmehr war sie sich sogar sicher, dass sie sich kannten. Ihr fiel Freuds »Zwergenstaat an der Riviera, dessen Hauptstadt Monte Carlo ist« ein, und wie sie sich am Ort des vergessenen Namens sowohl Montenegro als auch Piemont mit dem Formans *mont* als größtem gemeinsamen Nenner fanden, doch jedes Mal, wenn das Aufdecken sich der entscheidenden Phase näherte, würde der gesuchte Begriff ihr plötzlich die Zunge hinunter rasen und sie spürte, wie sie um ein ganzes Wort leichter war, sozusagen – warum auch nicht – um ein Gramm.

»Ich erinnere mich an dich. O-Bus, Krakau, ich habe Szymon erzählt, woran ich arbeite ... es war, glaube ich, die *Doppelte Authentifizierung*. Du hast mich gefragt: Schläfst du jemals?«

Während er um ein Haar sagte *gekauft*, drehte Kaczmarczyk seinen Kopf weg, um sie besser sehen zu können.

»Du hast mich mit jemandem verwechselt«, sagte er und lächelte, und zwar nur mit einer Gesichtshälfte.

»Vielleicht«, antwortete sie und blickte nach unten, ihn unterhalb der Schusslinie lassend, »vielleicht«.

Eigentlich war das ein Rückfall in die klassische Frustration, der nichts anderem ähnelte: Er hatte sich, obwohl sie ein paar Mal den Abzweig zur Hinodechō-Straße verpasst hatten und sich buchstäblich verlaufen hatten, verhalten, als hätte er sozusagen am Ōoki-Fluss seine Jugend verbracht, als hätte er den ganzen Rest der Welt in seinem ganzen Hedonismus und Polyvalenz schon bereist, in der Absicht, nichts Erwähnenswertes darin zu finden, nichts, mit einem Beigeschmack von Verachtung, eines Yokohama würdig. Heterotopie, das war das Wort, mit dem er es

beschrieb. Im Vergleich dazu wirkte es, als hätte Tia, obwohl sie die ganze Zeit auf fremde Kosten reiste, Kokoszkowy noch nie verlassen, vielmehr als würde sie vorbei an den aktuellen Geschehnissen, sprichwörtlich von irgendwelchen Ressentiments belastet, ihr kleines stets aktives Kampffeld durchlaufen, weshalb sie sich all das noch nicht einmal merken konnte. Doch der gemeinsame Auftritt, währenddessen sie, bevor sie endlich zu reden anfing, darum gebeten hatte, die Tür zu schließen, die er, ohne abzuwarten, dass jemand anders aufstand, geräuschlos mit dem Fuß zugestoßen hatte, wurde auf einmal gewissermaßen zur Police, im Falle, dass ein solcher Unterschied, zusätzlich zum Altersunterschied von etwa zwanzig Jahren, Anlass zum Hinterfragen gab. Hetero-u-topie, dachte sie sich, während sie, ohne die zurückgelegte Entfernung in den Gliedern zu spüren, die erleuchtete Uferpromenade in Daikoku entlangliefen:

»Ich bin nicht sicher, ob ich dich in einer anderen Stadt erkannt hätte.«

»Gut«, sagte er, »dann werden wir uns eben in jeder Stadt wieder von neuem kennenlernen.«

Worte, Worte. Jedes von ihnen um einen Kopf bedeutsamer als das davor, stahlen sie sich mit einer Geschwindigkeit heran, von der die gut in den Baumkronen versteckten Vogelgalaxien als schwarzes Feuerwerk auseinanderstoben. Worte, diese warmen Lagerplätze des Lebens, ein Schwa in einem Laut, der mal palatal, mal nasal, mal guttural war, oder *hentō-tai*, was in Kobe 'Amygdala' in Hongkong jedoch 'Mandeln' bedeutete, das sanfte *miłość*, das wie *shi*³ klang; lauter mystische, nein, Pardon – erfundene Worte, die wie Gebrauchsanweisungen von authentischen Erklärungen begleitet wären, Stunden der Nähe, in denen es schien, als hätte er sie schon immer gekannt. Viele würden sagen: vergebens. Auf dem Rückweg, zwei Stunden nach Mitternacht, blieben sie unweit des Yamashita-Parks stehen, neben dem Turm, der, wie etwa der Sankeien-Garten in der Honmokusannotani-Straße, als *koibito no seichi* gekennzeichnet war, 'der heilige Ort der Liebenden', und dort tauschten sie Nummern aus. Man kann mit ebenso viel Zuversicht wie Beklommenheit behaupten, dass genau in diesem Moment, mit einer Vorahnung und eine Nanosekunde zuvor, ihre beispiellose Verbindung, ihr wunderschöner Reueplatz mit einer scheinbar harmlosen Analepse erklang,

3 *Miłość* – pol. 'Liebe'; *shi* – jap. 'Tod'.

einem kurzen *déjà-vu*, wegen dem sie völlig ungeplant nach unten schaute, über einen offenen Schacht sprang und dabei nicht an den Sturz dachte, sondern daran, wie wenig gefehlt hatte, dass die Befürchtungen ihrer Mutter jetzt, da sie am glücklichsten war, endlich Wirklichkeit wurden. Aber das war bei weitem nicht so beängstigend wie die Erkenntnis, dass Kaczmarczyks Name, aus irgendeinem Grund, den sie immer noch nicht ergründen konnte, bereits in ihrem Telefonbuch gespeichert war, und zwar, wie sonst, als *Liebhaber*.

»Lebewohl«, sagte sie, sogleich fiel ihr die Vereinbarung wieder ein, »wir sehen uns in Breslau.«

»Und überall, wo wir die gleichen Dinge mögen«, antwortete er und steckte sein Motorola in die Tasche.

Hätte er sich nicht so schnell umgedreht, wäre ihm aufgefallen, dass ihre angsterfüllten Augen wieder völlig ausdruckslos geworden waren. Stille, endlose Stille.

Wird fortgesetzt ...

FRAGMENTE

1.

Der Konzertflügel seiner Großmutter bildet den Mittelpunkt des Hauses in der Provence. Eine Stufe tiefer befindet sich der Kamin, links das Esszimmer, rechts die dunkelbraune Wohnzimmergarnitur und die Bibliothek. Unter den Büchern befindet sich auch ein Fotoalbum. Gemeinsam stöbern wir darin. Wir stoßen auf ein Foto seiner Mutter, die nackt am Bug des Schiffes liegt. Völlig ruhig sagt er: »Das ist Mutter. Sie war wunderschön, als sie jung war.«

2.

Er ist zu Hause ausgezogen, doch seine Bücher hat er nicht mitgenommen. Nach der Arbeit ging ich bei ihm vorbei und sah etwa zehn Bücher auf dem Tisch liegen. Sein Freund, der Dichter, versorgte ihn mit neuen Titeln, die legeren langärmeligen Baumwollshirts und den Cognac hatte dieser Dichterkollege wiederum der Finanzierung seiner Mutter zu verdanken. Das erste Buch hieß »Mösen«. »Mösen?« »Ja, klar. Das habe ich auch genommen. Es ist gut. Die erste Geschichte handelt von einer warmen Zigeunerinnenmöse. Warte, ich lese sie dir vor.« Meine Magensäure und ich lauschen der Geschichte.

3.

»Wir lebten in der Nähe des Theaters *Zetski dom*. Ich warf stets einen Blick auf das Dach nebenan: Wenn es nass war, blieb ich zu Hause, wenn es trocken war, ging ich spielen. Im Regal stand nur je ein Band von Tolstoi und Dostojewski, andere Kulturen kannte ich nicht.«

4.

Ein Fünfzehn-Quadratmeter-Zimmer in New York für neunhundert Dollar im Monat. Zwei hohe, weiße Regale mit Büchern über Fotografie. »Ich habe keine Zeit, sie zu lesen, ich sammle sie.«



Tijana Živaljević

Tijana Živaljević wurde 1985 in Cetinje geboren. Nach zwei Jahren am Gymnasium in Cetinje ging sie nach Slowenien, wo sie das Internationale Abitur auf Englisch absolvierte. Während ihres Studiums an der Wirtschaftsfakultät in Podgorica arbeitete sie zunächst als Fremdenführerin, dann als Assistentin des slowenischen Botschafters und später als Projektleiterin für die OSZE. Nach Abschluss ihres Studiums arbeitete sie zunächst als Assistentin des politischen Direktors und später als Beraterin für Wirtschaft und europäische Integration bei der Delegation der Europäischen Union in Podgorica. Ihr Studium setzte sie an der Universität Nizza fort, wo sie ihren Master in Makroökonomie auf Französisch abschloss. Sie war Stipendiatin der amerikanischen, slowenischen, österreichischen und französischen Regierung. Im Juli 2013 zog sie nach Paris und begann bei der Entwicklungsbank des Europarats zu arbeiten. Zu dieser Zeit entstanden die Kurzgeschichten, die in ihrem ersten Buch *Dijalozi u Parizu [Dialoge in Paris]* (2016) veröffentlicht wurden. Ihr zweites Buch, *Dijalozi u Crnoj Gori [Dialoge in Montenegro]*, erschien 2020 und wurde vom Kulturministerium Montenegros gefördert. Seit 2021 widmet sie sich der Gestaltung einer Schmuckkollektion mit dem Namen „Blume des Lovćen“, die vom Verband bildender Künstler Montenegros als beispielhaft klassifiziert wurde.

5.

Die leeren Glasregale sind sorgfältig entstaubt worden. Nur in der Ecke eines liegen Autoschlüssel, am anderen Ende steht der einzige Titel: »Danica«. So heißt die Tochter.

6.

Ihre Teller sind schwarz. Der Teppich ist schwarz. Die Regale sind schwarz. Die Bücher unberührt. Die Vorhänge dick. Der Abfluss in der Spüle verstopft. Die Absätze sind poliert. Die Schublade ist voll mit kreisbuntem Nagellack.

7.

Ich nehme den Zug von Antwerpen nach Brüssel. In Brüssel fahre ich mit der U-Bahn und erreiche schließlich den Buchladen. Ich

gehe hinein. Der Innenraum ist unterhaltsam, lenkt aber von den Büchern ab. Ich schaue mich um und entdecke Stiglitz, Guillevic und Michaux, alle auf Französisch. Ich drücke sie fest an mich, beschnuppere sie. An der Kasse zahle ich und erhalte eine dicke, transparente Tüte. Ich kann mir die Bücher bereits in meiner Bibliothek, im Bett, auf dem Boden vorstellen. Mit der U-Bahn kehre ich zum Hauptbahnhof zurück. Bevor ich nach Antwerpen zurückkehre, werde ich mich dort mit einem ehemaligen Kollegen der Europäischen Kommission treffen, einem Intellektuellen in hoher Position. Wir haben noch nicht einmal Kaffee bestellt, doch ich kann meine Begeisterung nicht verbergen und zeige ihm ein Buch nach dem anderen. Er antwortet: »Danke dir, danke dir.«

8.

Ich würde gern ein Buch von Fromm aus Großvaters Bibliothek nehmen. Ich weiß nicht, wen ich fragen soll. Großvater ist gestorben. Großmutter redet jetzt.

9.

Aus Paris habe ich schon alles mitgenommen, nur ein Koffer mit Büchern ist noch übrig. Ich nehme ihn und schleife ihn mit der U-Bahn zum Gare de Lyon. Ich komme mit dem Zug, teilte ich ihm mit. Wir verabredeten uns auf einen Kaffee am Bahnhof. Immer wenn er auf mich wartete, hatte ich mindestens einen Koffer dabei, und das nervte ihn. Er hatte das Gefühl, dass er eine Durchgangsstation war, er glaubte nicht, dass er mein wichtigster Ein- und Ausgang war. Ich steige aus dem Zug. Zum ersten Mal seit drei Jahren sehen wir uns wieder. Das Erste, was er zu mir sagt, ist: »Du hast das Parfüm gewechselt.«

10.

Sie ist leicht bucklig geworden und hat an Umfang zugelegt; sie ist jetzt eher still als gesprächig; sie kratzt sich unwillkürlich an der Daumenkante und hat ihre Nägel schon lange nicht mehr rot lackiert; im Umgang mit Menschen ist sie vorsichtig und nahezu verkrampft; sie sitzt lieber und schaut aus dem Fenster, als sich die Vorteile dieser und jener Kreditkarte erklären zu lassen. Ihre Freunde und Verwandten werden laut; wütend fragen sie, warum sie nicht mehr Selbstwertgefühl hat; sie halten ihr »Du-solltest«-Reden; sie drängen sie, ein Popkonzert zu besuchen; sie

kritisieren sie, weil ihre Privatbibliothek verstaubt ist. Sie möchte gern umarmt werden ... für mehr als eine Sekunde. Sie möchte, dass man ihr sagt, dass ihre Oberlippe schön ist, wenn sie lacht; sie möchte verstanden werden dafür, dass sie manchmal auf Lasten stößt, die schwerer sind als sie selbst; sie möchte gesagt bekommen, dass nur sie dieses Detail in dem zerkratzten Fahrstuhl bemerkt; sie möchte mit auf diese besondere Terrasse genommen werden, auch wenn sie keine Lust hat, Brille zu tragen; sie möchte, dass man ihr vertraut, weil sie am besten weiß, wie man das Schwarze im Keller wegbekommt. Aber das wird nicht passieren. Sie ist allein da unten. Sie schrubbt. Sauberer Estrich schimmert durch.

11.

Ins Haus wurde schon ein paarmal eingebrochen. Bisher hat keiner die Bibliothek angerührt, aber diesmal sind zwei Ausgaben des Bergkranz in Ledereinband verschwunden. Die alten Rezepte aus Budva sind noch da, wer sollte einen Gefrierbeutel voller vergilbter Zettel klauen. Ich öffne ihn und lese, ohne auf die Kochanleitungen zu achten, ich achte nur auf die Sprache und die Maßeinheiten. »Geraspelte Zitronenschale«, »ein Bund Petersilie«, »zwei Spitzen Knoblauch«, »anderthalb Viertelliter Milch«, »ein Fingerbreit Öl«, »alles vermischen und ... machen«. Ich habe beschlossen, die Torte »Umberto« zu backen. Ich mag es, wie Mehl sich anfühlt und wie Vanille riecht. Ich weiß nicht, ob ich wegen der Berührung Kuchen backe oder zum Trost. Die Torte ist fertig. Er will nicht probieren, er isst keinen weißen Zucker. Sie auch nicht, sie isst kein weißes Mehl. Sie dürfen nicht, sie essen kein Fett. Der unberührte Tortenboden wird langsam hart.

12.

»Sie ist Diplomatin, da kann sie ja schlecht ihre Bücher zu jedem Auslandsposten mitnehmen. Ich hab sie in der ganzen Wohnung ... Übrigens kann ich eine Frau nicht ficken, wenn ich sehe, dass sie keine Bibliothek hat.«

13.

»Ich weiß, dass ihr gerade erst eingezogen seid, aber da du Schriftsteller bist, finde ich es merkwürdig, dass ich hier kein einziges Bücherregal sehe.« »Ich will Bücherregal-

le anfertigen lassen, richtig schöne, verglaste, wo die Bücher gut aufbewahrt sind. Nicht einfach gewöhnliches Sperrholz. Bücher verdienen es, ordentlich aufbewahrt und ausgestellt zu werden. Aber momentan habe ich dafür kein Geld, das ist teuer.« »Wo sind sie denn jetzt?« »In Plastiktüten, im Keller.«

14.

Ich habe den Staub von den Sohlen entfernt, Wildleder wurde irgendwann zu rutschig. Jetzt waren sie bereit für die Tanzfläche des Studentischen Kulturzentrums. Ich packte auch ein Paar dieser seltsamen, sackartigen engen Hosen ein, die perfekt für Tango sind. Sie geben mehr Freiheit in den Hüften und lassen die Füße sichtbar, bereit für die schnellen Bewegungen der Sacada. Ich kam an und ging direkt in den Saal, wo der Workshop stattfand. Danach würde ich bei meinem Patenonkel übernachten. Ich war sicher, dass es um eins vorbei sein würde. Wir tanzten bis sieben Uhr morgens. Ich zog meine Chucks an. In der einen Hand trug ich eine Leinentasche mit meinen High Heels, in der anderen meine Tasche. Ich spürte jede Unebenheit unter meinen Füßen. Die Belgrader eilten zur Arbeit. Wir machen uns langsam auf den Weg zu unseren Paten oder Freunden, zu gemieteten Zimmern oder Wohnungen von Liebhabern. Ich trete ein, und ein ordentlich gemachtes Doppelbett erwartet mich. Mein Patenonkel und seine Frau hatten auf der Couch übernachtet. Ich konnte nicht einschlafen, da ich noch bebte von der Geige und den Umarmungen. Deshalb dachte ich daran, mir eins ihrer Bücher zu nehmen – es würde mich beruhigen –, doch ich sah nirgends Bücher. Ich rief meine Patentante an und fragte: »Wo sind denn deine ganzen Bücher? Ich würde gerne etwas lesen.« »Wir verstecken sie. Sie werden immer gestohlen. Im Aschenbecher findest du einen Schlüssel. Der Bücherschrank ist auf dem Dachboden.«

15.

Den kürzeren Bademantel behalte ich. Den längeren bekommt er. Die Hausschuhe Größe 39 stelle ich in den Schuhschrank. Die 43er kriegt er. Was mache ich mit den Bildern? Ich weiß es nicht. Die Kerzenständer bleiben bei mir. Alles von Miles Davis kriegt er. Weingläser – hierher. Das norwegische Messer – dorthin. Stoffbeutel mit Lavendel – in den Schrank. Krawatte – in den Koffer. Der Globus – meiner. Die Gliederpuppe – seine.

Die Blumen – ans Fenster. Der Töpfer – in den Koffer. Die Bibliothek. Carver bleibt bei mir. Kotler geht zu ihm. Ich kann die Sinnlosigkeit riechen. In der Nähe ist ein Müllcontainer. Ich werfe die dritte Tour weg. Der Globus kommt aufs Fahrrad.

16.

Wie ein Archäologe in einem verlassenen Haus greife ich zu einem Buch über *Elena von Savoyen*. Aus der Widmung kann ich ersehen, dass es ein Geschenk an jemanden war, das meiner Mutter zurückgegeben wurde, denn sie war selbst am meisten daran interessiert. Zwischen den Büchern auf dem Bücherregal befindet sich eine Keramikskulptur, die an die Arbeit von Claudel erinnert, ein Stück altes Silber und einige Bilderrahmen aus Messing. Im Schrank liegen Pelzmäntel, Seidenschals aus Lyon, weiße Strickwolle mit dem Etikett 'Tetovo, Jugoslawien' und ein kaputtes Radio. Sie hat mir über keinen dieser Gegenstände eine Geschichte erzählt, ich konnte nur die Eleganz in ihrem Aussehen und ihrer Bewegung sowie ihr ängstliches Schweigen spüren. Mutter ist gestorben. Ich muss entscheiden, was ich wegwerfe und was ich behalte.



POESIE

47 **Dragana Erjavšek**

53 **Rebeka Čilović**

59 **Sofija Kirsanov**

67 **Tijana Rakočević**

MITARBEITERIN AM DREHBUCH

Am leichtesten weint es sich
am Steuer
Allein
in der Werbepause,
während der Moderator 'einen fahren lässt' mit
dem Finger auf der Räuspertaste.
Was da später läuft, ist keine Musik,
was ich heute lebe, ist kein Leben.
Ich hab zwei Repliken hinzugefügt,
ein paar Regieanweisungen gelöscht
(*wen kümmert's ob unterm Tresen
Katzen oder Schildkröten leben*),
hab sogar die unwichtigsten Figuren überhört
während ich warte, dass sie von alleine ster-
ben
denn ich kann ihnen nichts tun.
Denn ich wünsche ihnen nichts.
Das war es von mir.
Meine Texte werden stets von anderen unter-
zeichnet.
Ich bin auch keine Hauptperson,
nur ein Improvisator
mit blutigen Augen
in einem Auto, das jeden Moment anhalten
kann
wegen Flüssigkeitsmangel.
Koautorin, sozusagen.

Dragana Erjavšek



Dragana Erjavšek, geboren 1980 in Bar, ist eine montenegrinische Schriftstellerin, Literaturkritikerin und Übersetzerin. Sie hat einen Abschluss der Philosophischen Fakultät in Nikšić. Sie veröffentlichte zwei Gedichtbände (*Horizontala preko bola* 1996 und *Vertikala bola* 1998), den Roman *Otvorena knjiga* (2008), eine Sammlung von Literaturrezensionen *Nova crnogorska književnost* (2023), einen Kurzgeschichtenband *Ispod glasa* (2024), sowie die Übersetzungen von Bar, grad feniks von Maksim Lutovac und *The Feminine Mystique* von Betty Friedan. Sie veröffentlichte Gedichte und Prosa in zahlreichen inländischen und regionalen Zeitschriften sowie Literaturrezensionen in der Tageszeitung *Pobjeda*, wo sie als Journalistin arbeitete. Sie hat mehrere Dutzend Bücher herausgegeben, die in Montenegro und Serbien veröffentlicht wurden. Ihre Werke wurden ins Englische und Deutsche übersetzt. Sie gewann den dritten Preis im Wettbewerb für die beste queere Geschichte, organisiert von der NGO *Queer Montenegro* im Jahr 2021, und den ersten Preis im regionalen Wettbewerb für die von Bihor inspirierte Geschichte „Zavičajne staze“ im Jahr 2022. Während einer Residenz im National Centre for Writing in der UNESCO-Kulturstadt Norwich (England) übersetzte sie im Mai 2023 im Rahmen des Creative Europe-Programms das Buch *Unexhausted Time* der preisgekrönten britischen Dichterin Emily Berry. Sie war in der Jury des Literaturprogramms des 37. Barski ljetopis. Erjavšek ist Masterstudentin am Institut für montenegrinische Sprache und südslawische Literatur der Philologischen Fakultät in Nikšić. Sie ist bei der *Matica crnogorska* beschäftigt.

UNTER IHREM HAAR

Für Mahsa Amini

Unter ihrem Haar ist Ewigkeit
 in schamhafter Berührung gezeugt
 Ein Traum der sich vor Reichweite fürchtet
 Und ein Wort das sich vermehrt bis es zum Roman wird
 Unter ihrem Haar ist die Idee
 Der sie einst Flügel verleihen wird
 Im Namen geborener und ungeborener Frauen und all ihrer Töchter
 Unter ihrem Haar ist Macht
 Die Welt bis auf Schulterhöhe zu heben
 Sich nicht wegen fremder Primärinstinkte zu bücken
 Unter ihrem Haar ist Trotz und Feuer
 Sturheit und Kraft
 Die beneidenswerte Überlegenheit der Natur
 Unter ihrem Haar sind auch
 sechs Kugeln, abgefeuert von der hilflosen Hand
 Des Patriarchats
 Der Eifersucht
 Der Rückständigkeit

STÄDTE STERBEN LANGSAM

Als erstes hat das ohrenbetäubende Lied
 die Luft vergiftet.
 Wenn du in eine Höhle hinabsteigen musst
 um Kaffee zu trinken
 ist das nicht mehr deine Stadt.
 Dann sprachen die in ihrer Überheblichkeit leeren Menschen
 leer wie zertretene Bierdosen.
 Abglanz im Dunkeln,
 denn Dummheit leuchtet,
 blendet,
 bis endlich schweigen, die nichts zu sagen haben.
 Ich luge durch verglaste Vorhänge
 frage mich, warum Frauen Verkehr Beziehung nennen
 und ihr Geschlechtsteil »untenrum«.
 Aus einem teuren Porsche dröhnt
 „Fazlagića gori kula“
 und die Erde unter meinem Körperfett
 ist hart
 wie das Schwert des jungen Roko Žabar,
 des berühmtesten Underground Italieners.
 Man sollte ohne Gepäck abreisen.
 Ich bin bereit,
 doch ich trete auf der Stelle wie ein totes Huhn,
 Eierschale,
 Fremdwörterbuch.

EINSPARUNG POETISCHER FIGUREN IM BRIEF AN HARALAMPIJE

Eigentlich ist es nicht schwer.
Du setzt dich in ein anderes Genus, oder auch Numerus,
niemand zählt deine Arme, Beine und die Stücke zerbrochener Träume mit Sahne.
Ohne Cocktaillirsche.
Vermeide Schimpfwörter am Anfang von Versen.
Am Ende gern, so viel du willst.
Die Leute fluchen, wir können nicht mehr so tun, als sei das Kneipensprache
oder beim Kutscher, wenn er zum dritten Mal am selben Brunnen vorbeifährt.

Steigere nicht zu viel,
vermeide Drama in der Form.
Es ist egal, wie etwas erschaffen wird,
wichtig ist das Endprodukt:
eine Lage Seufzer, schmerzhaft, rätselhaft, laut, aber nicht zu laut,
und eine Lage Atemzüge, die nur die Vorbereitung auf neue Seufzer sind.
Keine Erleichterung, das ist doch kein Speck und kein amerikanisches Melodram,
da wird ein Gedicht geboren, dass du jemandem statt Trauer unterjubelst.

Solltest du Namen erwähnen wollen, zähl sie nicht auf.
Nimm den Kirchenkalender, blättere, such dir einen erhabenen und bekannten.
Der Name wird jedenfalls die Würde deines Niedergangs nicht verderben, noch nicht mal einer
von der Straße.
Das erhabene Gejammer reicht bis zum Volk, das sich selbst drei Minuten nach dem Fernsehen
gelassen hat
um mit etwas zu Bett zu gehen, dass es nicht endgültig versteht.

Schreib nicht über Tee, Eifersucht, Betrug, Geschlechtsverkehr, Liebe, Ungerechtigkeit,
darüber haben alle geschrieben.
Besser du beschränkst dich auf einen Häkelkurs
als dass sie mit Fingern auf dich zeigen und sagen, das hätten sie alles schon einmal gehört.

Und diesen blöden Affen, auf den diese Systematisierung des poetischen Prozesses zurückgeht
überlass ihn einfach den Umständen, die nicht aus sind, aber doch vorbei.
Verflucht soll er sein, der Idiot,
der barfuß über die Fliesen dieser Irrenanstalt geht,
damit ich ihn weder kommen noch gehen höre.

Haralampije, Lieber, wenn du irgendwo auf halbem Weg zwischen Gebet und Dusche vor dem
Schlafengehen bist,
wisse,
dieses Gedicht ist für dich.

ZU FUSS

Vjera ist wieder den Bahndamm entlang,
im Glauben, diesmal zu wissen, wohin.
An der Obergrenze des Windes,
wo Durchzug Nebel wird, und Weinen irritierendes Rauschen,
nur kurz über ihrem Kopf,
wurden Entscheidungen stärker, bewusster und möglicher.

Vjera hat aufgegeben.
Ihr Geben war längst zur Pflicht geworden,
sie schenkte den Tag, indem sie sich eine Stunde stahl,
auf dem Rücken trug sie das Klavier der vergangenen Zeit,
und jede Komposition erinnerte sie, doch es gab keine
Nacht wegen der sie die Hände
um seinen Hals geschlungen hätte.

Im Stehschritt marschierte Vjera,
zählte für sich die Schritte.
Alle Ungeraden waren stumm vor Atemlosigkeit,
die Geraden wie das Träufeln des letzten Willens.
Von Schwelle zu Schwelle war es weit.
Von Wunsch zu Wille immer einen Meter weiter.

Vjera machte sich selbst Mut,
Einsamkeit sei mehr als die halbe Gesundheit.
Sie hob die Hand zum Gruß
obwohl sie niemanden traf am Bahndamm,
nur ihren eigenen Schatten,
zertreten, zerfressen,
lang geworden von unterdrückten Verwünschungen,
verflucht von aufgetauter Qual und Schweigen.

Vjera ist wieder den Bahndamm entlang
zu Fuß.
Allein.
Es war Nacht, die Hunde bellten immer lauter und blutrünstiger.
Es wurde kalt,
und das Hungergefühl überwältigte jeden Trotz.
Sie setzte sich auf die nassen Steine und drehte sich um.
»Vielleicht wacht er auf und bemerkt, dass ich weg bin«,
dachte sie.
»Vielleicht kommt er mich holen und bringt mich heim«,
dachte sie.
»Ich könnte schwören, dass er geatmet hat, als ich raus bin«,
dachte sie.

STUMM

Wenn er mir sagt, ich solle schweigen
wecke ich das schlafende Tier
aller versiegelten Schreie in mir.

Schließe die Ohren für Blicke,
Schließe die Augen für Echos,
und schärfe meine Weisheitszähne mit der Macht
der abgelagerten angefaulten Ungerechtigkeiten
zugunsten anderer Kleinigkeiten,
Berührungen, die uns an die Wände malten
in unserem kleinen eisenbeschlagenen Zimmer
ohne Fenster,
als ich nicht schweigen musste
damit er sich von innen hört.

Wenn er mir sagt, ich solle schweigen,
schweige ich am lautesten.

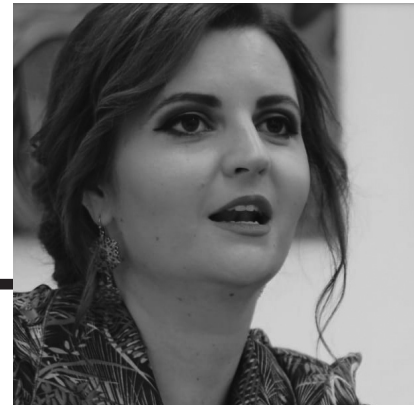
GEBURT DER DICHTERIN

Meine Mutter willigte ungerne ein
eine Dichterin zu gebären.
In der Nacht
vor den Wehen
träumte sie
von neun Dürren und einem Regen.
Die Strophen, die ich flüsterte,
ertrug sie nur schwer.
Nach dreitägiger Qual
ergriff etwas ähnlich einer Epiphanie
Mutters Fleisch und meinen Knochen.
Sie wollte vom Balkon springen.
Ganz natürlich fiel ihr ein
dass von hundert Kamelen
eins zum Rennen bereit ist.

DER ERSTE SCHNITT

In Übersetzungen liegen oft Täuschungen.
Vor etwas mehr als eintausendfünfhundert Jahren
schnitt ein Schweinezüchter in Anwesenheit eines Pfarrers
durch sieben Gewebeschichten,
entband seine Frau,
bekam einen Sohn.
Als er ihn erblickte, dachte er,
sein Durchbruch würde noch lange gefeiert werden.
So lernte er sich selbst lieben,
nichtsahnend, dass es noch heute so sein würde.
Wie einen kleinen Schmerz,
einen vermiedenen schmerz,
setzen sie mir eine große Spritze, deren Flüssigkeit sich verteilt,
sie quillt wie lebendiges Wasser im verschmutzten Raum.
Ich spüre den ersten Schnitt,
er ist wie ein Wort,
der zweite ist leichter.
Und dann sieben Mal wie eine Pilgerreise
auf der nur die wiedergeboren werden,
die auch ihre Gedanken gekreuzt haben.
Etwas oder ich werden geschüttelt.
Was?
Sage ich
und meine: Was ist los?
Der Arzt hält meinen Kopf mit der Hand
eines Siegers, er triumphiert:
Ein Junge!

Rebeka Čilović



Rebeka Čilović (Berane, 1988) ist eine montenegrinische Dichterin und feministische Aktivistin. Sie hat ein Studium der Rechtswissenschaften abgeschlossen und absolviert derzeit ein Promotionsstudium in Gender Studies. Sie ist Autorin des Gedichtbands *Sloboda u slovu* (2002) sowie der Gedichtsammlungen *Zvonke smjelosti*, *Album za prognane* und *Živa voda*. Ihre Gedichte wurden ins Englische, Ungarische, Türkische und Italienische übersetzt; sie ist in den Anthologien zeitgenössischer montenegrinischer Dichterinnen *Pjesnikinje Crne Gore* und *Moć slabosti* vertreten. Im Rahmen der NGO Polygon for Women's Excellence Sofia arbeitet sie an der Verwirklichung der Gleichberechtigung von Frauen. Sie lebt, arbeitet und wirkt in Berane.

GESCHLECHT UND GENUS

Rede mich mit Das an,
nie dasselbe, obwohl wir eins sind.
Ich bin die halbierte Hysterie,
in meinem Geschlecht liegt Resignation
und alles, was ihr lieber nicht hättet.
Wie gerne wäre ich eine Meereswelle
und ich wollte auch Der sein.
Ich hätte auch lebendiges Wasser sein können,
niemand brauchte ein Mädchen.
Das kratzte an mir und machte mich runter,
rede mich mit Das an.
Es ist sicherer als das Geschlecht, dem nichts leichter fällt als
schlagen, vergewaltigen, töten.
Jeder wünscht sich, keine Die zu sein.

UMSCHLÄGE

Bau mir ein Floß,
wie es die Indigenen getan haben,
um dem weißen Mann zu entkommen.
Mach mir warme Kleider,
töte den Bison, das Wildschwein,
häng mir ihre Haut um den Rücken.
Gebrochene wickeln sie in Tierhaut,
so werden wohl auch Erinnerungen gefangengenommen.
Je mehr du einwickelst,
desto mehr entwischt es dir
aus der Hand wie glitschiger Fisch.
Führ mich zur Höhle,
dort wartet die Fledermaus,
durch ihre Flügel
sehen wir den Tag.

ÜBER SCHWEIGEN UND GOLD

Schweig, sei mir ein Goldgräber.
Die Kapillare in meinen Augen platzen,
wenn von fünf Frauen keine weiß,
was Leben ohne Gewalt bedeutet.
Du sollst nicht prahlen,
das ist nichts für Frauen,
vom Hymen sprachen nur die,
die Wasserbomben zerstachen.
Schreiben
oder
verrückt werden.
Vergib auch du, die mich geboren hat,
und du, den ich geboren hab,
wegen des Wackelns,
wegen des Brotes, das uns nährt.
Vielleicht ist alles falsch eingestellt,
wie leicht einstürzende Konstruktionen,
wie Läuse im Mädchenhaar, die aufs Laken fallen,
wenn der schwarze Kamm bis zur Haut eintaucht.
So wird Gleichheit getötet,
so werden wir alle
sinnlos anwesend.

ÜBER BANGLADESCH

Hätte der Dichter nicht ein Buch geschrieben und ihm den Titel
Bangladesch gegeben,
ich hätte das bisschen Erde aus dem Blumentopf migriert und sie
Amina geschenkt.
Dort gibt es für eine Frau keine Erde.
Es gibt ein paar Häuser, die auf Frauenhände,
ihre Augen und ihre Scham achten,
nur ein paar Meter entfernt von den Häusern,
in denen Frauenkörper vernichtet werden.
2000 Frauen und 3000 Männer
bezahlen jeden Tag den Unterhalt
der Einrichtung für Mädchen, die durch den Missbrauch
von Frauenkörpern geboren wurden.
Wer soll da die Unterkunft gegenüber bezahlen?
Sie blieb im dunklen Zimmer hängen, während der Kunde
bezahlen wollte,
sie wird in der Erde des Landes liegenbleiben, das nicht für Frauen ist.

FRANZÖSISCHE DISKUSSION

Unsere Buchstaben haben Farben:

R braun,
die Strickjacke, mit der ich meine Polster verberge,
A weiß,
wie der Schnee, den ich auf Berggipfeln aß
und keiner löschte das Feuer in meinem Innern
während ich dich trug. Indem ich ihn aß, wurde ich zur Schöpferin.
J gelb,
wie ein Ei, in die Pfanne geschüttet,
das heftig brutzelt,
wie wenn deine Ohren durchstochen werden,
man dich bestimmt.
Irgendwo auf dieser Welt
muss es einen Buchstaben geben, der an Freiheit erinnert.

BLINDE PASSAGIERINNEN

Als Waisen geboren
von Ost bis West
sind wir blinde Passagierinnen
mit Schleier geboren.
Naiv reichten wir unsere Stimme,
fesselten in jedem Lächeln Mutters Gestalt.
Heute trage ich Vaters Namen.
(die Katze trägt manchmal eine Maus im Maul)
Wie du siehst, gehört mir gar nichts
deshalb frag mich, wer ich bin,
lass mich schlafen.

VON DEN LÄNDERN

Es gibt nasse Länder,
die Feuchtigkeit lässt Frauen die Zähne faulen,
doch sie tragen Lippenstift auf,
klebrig und grün,
ähnlich einem üppigen Farn
der ihnen geduldig die Luft raubt.
Es gibt auch trockene Länder:
dort schauen die Frauen aufs Objektiv und auf ihre Hände,
die Haut ist der perfekte Merkzettel fürs Dulden,
und dann gibt es noch trockene Länder.
Dort tun Frauen gar nichts,
sie haben weder Hände noch Zähne noch Objektive.
Sie schauen aus dem Fenster
und fragen sich, wie sie fliehen würden, wenn sie
mehr als eine Straße überqueren müssten.

DURCHGEZOGENE LINIE

Ich hab mich noch nie ans Steuer gesetzt,
ich mag den Beifahrersitz.
Dann fliegen die Häuser,
die Bäume stehen schief
und ich frage mich, ob es vom Wind ist
oder mein Dichterfigur so ist, dass sich
sowohl lebende als auch leblose Natur zur Seite neigt.
Ich schaue nicht gern geradeaus
da ich weiße Linien auf der Straße immer
schlimm finde,
alles, was ich fahren kann,
ist ein Kinderwagen –
ich atme tief ein und sage mir:
Du fährst geradeaus.
Ich hab nicht gelernt
meine Hände zu befreien, sie müssen weich sein
und dennoch fest die Spur halten.
Nach dem Spaziergang
brennen meine Handflächen, ich atme auf
da ich nicht jenseits des Stacheldrahts bin.
Ich bin hier und alles ist ruhig,
hier überqueren Frauen nichts als
die Straße.
Der Körper meines Kindes
hat einen goldenen Gurt,
niemand schaut es über den Stacheldraht an.
Auch ich vergesse ihn, denn sobald

ich zu Hause bin, entfährt mir ein
freier Seufzer:
AHH!
Und ich zwingen mich zu der Frage,
wie ich wohl fliehen würde,
müsste ich mehr als eine Straße überqueren.

WIE ALL DIE GROSSEN

durch die jugend rase ich
 wohlfeil blutdürstig
 unverschämt zärtlich
 für einen antichristen
 zu viele dinge sind mir heilig
 und heimlich hör ich gern vögel singen
 hinter den augen züchte ich wut
 in den augen liebe
 mich lieben schlechte menschen
 gute und stille hassen mich
 durch mich rast mittäterschaft
 ich bin ein toller junge und eine hervorragen-
 de frau
 trotz außenpolitischer gegebenheiten
 strömt russisches blut in mir und duftet
 trotz höflichkeit und guter erziehung
 möchte ich einem angesehenen menschen
 mit den zähnen die frau zerreißen
 meine stammtischgeheimnisse
 brülle ich unter spitzeln
 fremde gemeinplätze
 hüte ich unter den rippen
 ich gehe sehr leicht weg
 und noch leichter bleibe ich
 ich lebe ein abgeleitetes nomen
 vom verb umkommen
 und eine reihe zufallsadjektive
 im vorbeigehen eingefangen
 stopfe ich in den lebenslauf

Sofija Kirsanov



Sofija Kirsanov (Cetinje, 2002) hat ein Diplom in Politikwissenschaft und Internationalen Beziehungen der Universität von Montenegro und belegt derzeit ein Master-Studium in Politikwissenschaft an der CEU in Wien. Sie ist Mitbegründerin des Netzwerks für Jugendaktivismus in Montenegro und Koordinatorin für Kultur und informelles Lernen. Sie ist Herausgeberin und Gründerin der Online-Plattform für junge Schriftsteller*innen dekameron.me sowie Preisträgerin beim 54. Ratković-Poesieabend für Schriftsteller*innen unter 27 Jahren.

BILDUNG

schon sind sie da um mich zu holen
die rastlosen tage
die nächte aus seufzern
erfüllt von liebesleid

verqualmte küchen
wo die poesie heranwächst
aus verdunstendem wein

sie wächst und wächst

große lieben
und winzige hasse
hunderte große
und ein paar kleine tode

leichen auf dem rücken getragen
von stillen zärtlichen menschen um mich herum

schöne große worte
zum beispiel recht
und moral und ehre
und noch größere, doch weniger schöne
wie skandal
und unzucht, und herrschaft
und mein hang zu diesen größeren
und die sehnsucht nach dritten
über die nur flüsternd gesprochen wird
die das mittagessen am schabbat stören würden

Crnjanski, und Drainac und Sabato,
und ihre wehwehchen
durch worte übertragen
rufen sie übelkeit
herzschmerz
und banditentum hervor

krieg, groß und dumm und schön
wie ein wilder
aus der steppe

wissenschaften die gute menschen wahnsinnig machen
bücher wegen denen Babylon verbrannt wurde
titel wegen denen köpfe gerollt sind
revolutionen, die echten, blutigen,
von denen die adern gefrieren
und noch ein wesen
das welkt, welkt und welkt ...

DER GESAMTIMPERATOR BLÄST DIE KERZEN AUS

2016

wenn ich groß bin will ich ideologe sein
ergebenheitstrainer und dichter-anführer
herzmuskeln trainieren
und den verstand von 16 millionen zügeln

2030

weder prophet noch geschichtsvater werde ich sein
in die vergangenheit schauen heißt zukunft schneidern
doch in die zukunft schauen heißt vergangenheit zerstückeln
am schwersten zügeln lässt sich die zeit in bewegung

2034

der zentrale platz ist ein spiegel jeder stadt
die hauptstadt ist ein spiegel des herrschers
auf meinem platz würde ein galgen stehen
springbrunnen bringen kein glück

2041

per dekret würde ich die jagd
auf meinen eigenen kopf befehlen
und den ausnahmezustand ausrufen
sobald sie mich verlässt

2044

ich will den tempeln beim wachsen zusehen
zu ehren meiner toten liebsten
ihr eine ode in stein meißein
zum lesen für die menschwerdenden kinder

2047

ich schwöre weder auf die verfassung noch aufs heilige buch
sondern auf meine erste sammlung
laut und deutlich:
ich schwöre feierlich, dass ich Mensch sein werde

2048

verwüstet jedes land
jede ecke
in die sie ihren fuß gesetzt hat
bis auf mein zimmer

2048

erbaut eine allee der ehrenbürger
pflanzt weiße rosen
bringt sie dorthin
und lasst daneben eine stelle frei

2049

beerdigt in der ecke meinen alten freund
wen kümmert's dass er der partei nicht treu war
und viel zu gerne trank
er tat es im namen des liedes

2050

händigt jedem volkskünstler
eine plakette aus
jeden der sie mit freuden annimmt
erschießt auf der stelle

2051

stecht jedem kind in der wiege
beide augen aus
sie sollen immer hören
und nie erfahren was schönheit heißt

2053

ich wünsche weniger mensch zu sein
das steht hier nicht in der arbeitsplatzbeschreibung

2054

der beste ehrengardist
soll mich auf dem platz erhängen
mir in den kopf schießen
mich zwischen die weißen rosen treten
und murmeln: ewiges gedenken, genosse

SAG MIR, COLETTE

sag mir, colette,
welches wort aus allen weltwörterbüchern
reicht dir aus, um davor zu verstummen
sag mir, colette,
mit welchem fleisch wird
das wilde tier in dir gezähmt
sag mir, colette,
was reicht aus, dass du mich
zwischen deinen rippen wohnen lässt
sag mir, colette,
wie sollte man dich nicht zermalmen,
wenn du so nach wut und wucht dürstest
sag mir, colette,
bist du in einem bett wie frischer fisch,
noch glänzend und salzig vom ozean
auf ein schneidebrett geworfen,
aus dem man die fäulnis nicht auswaschen kann
sag mir, colette,
welcher jahrgang aus den weinbergen des hades
kann dich berauschen

bis zur vernunftgrenze
sag mir, colette,
was du so sehr begehrst,
dass dein blick leer wird,
wenn du deine leute anschaust
sag mir, colette,
willst du dich in die
annalen einschreiben
mit blumen, blut oder gold
sag mir, colette,
willst du etwa keine krönung
vor den breiten volksmassen,
eine kutsche für deinen kleinen königssohn
sag mir, colette,
weißt du, was für hunger du weckst,
macht dir das angst
sag mir, colette,
wie viel schmerz du annehmen darfst,
wie viel reicht zur befriedigung
sag mir, colette,
wie lange du noch in ungedanken wachst,
zählst du mit
sag mir, colette,
wer kann dich lieben,
wer kann dir wehtun
sag mir, colette,
was du nicht beginnen darfst,
da du nicht willst, dass es endet
sag mir, colette,
wo du dich nicht umdrehen würdest
um den preis des orpheus
sag mir, colette,
wie man dir zärtlich den magen umdreht,
damit du merkst, dass du noch lebst
sag mir, colette,
was du nicht sagen willst
weder dir noch mir
sag mir, colette

KONZEPT 700.1

du kamst im warmen morgengrauen
im späten september
harmonisch und schmerzhaft
wie ein kruzifix
wütend auf den himmel

AN DIE ERSTGEBORENE

in rot bist du
eines ganzen beckens von fremdem und meinem blut würdig
eines gemetzels biblischer ausmaße
in weiß bist du
reiner als die heilige gottesmutter
wie ein dreijähriges lamm
in schwarz bist du
von dionysios ohne anfang und ende
mit dem duft von wein und mondschein
in grün bist du
mein einziger wunsch
bajo la luna gitana
in blau bist du
vertrieben vom russischen hof
wegen einer neuen großen affäre
in gold bist du
die letzte große pharaonin
im land der kobras und skarabäen
in grau bist du
das scharfe panorama von new york
von dem man sich einen steilen fall wünscht
in purpur bist du
die imperatorin und schickst die armee
in einen unmöglichen krieg
und nackt bist du
größer als metaphern und vergleiche

*am anfang war das fleisch
das wort geworden ist*

OHNMACHT

du bist all meine ohnmacht
die einzige schwachstelle
hohes alter
meiner grünsten jugend
geheimes gotteshaus
des kirchenanzünders
missglücktes entgleiten
aus den klauen der zeit
verlorenes soldatenglied
auf feindesland
ein hungriges bärenkind
alten mutter
klaffende wunde
dort irgendwo
links von der herzaorta
bist du all meine ohnmacht

GUTE WILDE TIERE

Jedes Geräusch auf Erden gleicht einem anderen;
Messerschleifen dem Husten, Donnerrollen –
dem Fall einer Eisenplatte.

Der Rhythmus zweier Tagelöhner, erkennbar
wie die Uhr,
die eine Zeitlang zögert, *pünktlich* anzuzeigen,
doch gemeinsam, gemeinsam sind sie der Puls
der Welt.

Dann die Milch, wie sie im wechselnden Strahl
im Melkeimer landet und zur Menge wird,
deren Unteilbarkeit,
wirkt wie ein Webrahmen; die Pause zwischen
zwei Wellen –
wie ein Gähnen zwischen Kettfäden und
Schussfäden.

Alles ist beschreibbar, alles so annähernd,
und dennoch,
gehört die Hand, mit der du die Körner siebst,
immer einem Hungrigen,
während der Satte, aus Angst vor dem Regenguss
die gerade aufgehängte Wäsche beweint.
Geräusche, die Kerkermeister der
Eigenschaften. *Knister-knister*, jemand wird
heute Nacht nicht schlafen können, nach dem
Beweis,
dass sein eigenes Haar Elektrizität produziert.
Der Überlebende trägt immer das Prasseln des
Feuers mit sich.

Doch der Wald, der Wald, der Wald. Darin gehen gute wilde Tiere zur Ruhe,
stumm und geheim, als könnte ein großer schwarzer Kuckuck rufen
und ihre strangförmigen blutgefüllten Körper wegschlabbern,
die kleinen Signalleuchten, die ihre Sichtbarkeit kundtun.
Daher zündet mein Vater, tief in der Eichenkrone, seine Zigarette an
und lauscht.

Tijana Rakočević



Tijana Rakočević wurde 1994 in Podgorica geboren und ist derzeit Doktorandin an der Philologischen Fakultät in Nikšić. Sie veröffentlichte einen Gedichtband, *Sve blistavi kvanti*, und ihre Werke – Essays, Gedichte und Kurzgeschichten, in Übersetzung oder im Original – sind in Literaturzeitschriften der gesamten Region zu finden. Sie ist stellvertretende Chefredakteurin im Verlag *Fokalizator*. Sie ist Preisträgerin bei der Zentraleuropäischen Initiative für junge Schriftsteller, das Montenegrische Nationaltheater hat ihr den wichtigsten Biennale-Preis für einen Drama-Text in Montenegro zuerkannt, sie bekam den zweiten Preis beim Wettbewerb für die beste Kurzgeschichte im Euro-mediterranen Raum »A Sea of Words« (Europäisches Mediterranes Institut in Barcelona) sowie den Preis für das beste Werk junger Kreativer in Montenegro (Montenegrische Akademie der Wissenschaften und Künste). Sie bekam den ersten Preis beim Wettbewerb für die beste Kurzgeschichte in Montenegro für 2019, und den ersten Preis beim Wettbewerb des Goethe-Instituts in Zagreb für das beste Gedicht, sie ist Autorin der besten queeren Geschichte in der Region. Derzeit wird ihre Kurzgeschichte *Srbjeli me prsti* [»Es hat mich in den Fingern gejackt«] verfilmt, gefördert vom Filmzentrum Montenegros. Sie ist bei der Regierung Montenegros angestellt.

ESSBAR

Niemals ist das nur Nahrung.
Was da so sehr wünscht, ein Teil von mir zu werden,
muss ein eigenes Bewusstsein haben, Gipfelwert,
die zarte Stimme, die sich ziert: Iss.

Schau, die Erde: Sie hat die Taíno,
die Japoden, Daorsier und Langobarden verschlungen,
den roten Stummelaffen, all die Gnade, das Wort viel,
sogar die Schatten des Baganda-Königs, seine Nabelschnur,
als sie die Zukunft falsch geweissagt hatte,
weshalb, was wir Gott nennen,
ein Lebensmittel ist, das noch nicht an der Reihe ist.
Wird ihr Bissen der letzte sein?

Die Welt ändert sich unaufhaltsam:
Besser essbar sein als essen.
Kleiner Kiefer, doch dagegen
große wilde Tiere, deren Augen auf dem Tablett
selbst zu Samen werden.
Soll ich sie in die Ackerfurche werfen?

Niemals ist das nur Nahrung,
denn was ich schmecke, ist eingerechnet in meine Einzigartigkeit.

SIE KOMMEN UNS ZU ÜBERSCHWEMMEN

Nirgendwo steht, dass sie uns überleben werden; aber ja.
Ich sehe es in ihrer Abtauchtendenz,
der Art, wie eine glückliche Stromschnelle an die Oberfläche gelangt,
wie Sekt, nachdem man den Korken zu den Sternen geknallt hat.
Schön und selbstzufrieden, weise glätten sie den Rundkiesel,
auf dem du ausrutschen wirst.
Das klare Wasser verstellt sich nicht:
Sogar wenn sie geduldig in unsere Häuser vordringen,
tun sie das, als wollten sie nachschauen, was du hast.
Hinterlassen Dreck wie beschuhte Gäste.
Der Ort, an dem sie vertrocknet sind, ist heilig.
Der Fluss war hier einst Stütze, reine Macht,
verkörpert im Muskel der Frau die mit aller Kraft
unbarmherzig auf ein weißes Leintuch einschlägt.
Manchmal höre ich in ihren Tiefen die wunderschöne Nžeri.
Ist es wahr, Mutter, fragt sie, ja, es ist wahr. (...) Schschsch – hör zu –
zwischen den Klippen dröhnen ihre kalten Herzen.
Es ist gut, solange es so bleibt.
Mit ihren Körpern, in die sich Schiefer graben,
erinnern sie an Urahinnen, von denen ich
Eigenschaften geerbt habe. Mut schätze ich am meisten.
Es liegt keinerlei Vorsatz in dieser Spannung:
nur unendliche Reinheit, die dich zum Atmen bringt,
nach innen.

ÄLTER ALS DER ZWEIFEL

Zuerst wurde mein sechster Sinn geboren.

Als Kind wurde ich verfolgt
vom Flüstern der Dinge, die wussten, was geschehen würde,
ihrem Intellekt, ihrer Unverhinderbarkeit,
vom Bösen in ihnen, dass ich gar nicht vorahnen musste,
denn noch bevor es eintraf, fühlte es mein Herz,
treu wie den Sonnenstand.

Ohne Dilemma sagte ich dann: *Du irrst.*

Als Kind konnte ich spüren
wer die Wahrheit sagte und wer log,
mir dabei direkt in die Augen sah,
denn die Physiognomie der Welt war die Antwort
auf das, was ich mich nicht zu fragen traute:
Erfahrung – das ist überflüssige Hellsichtigkeit.

Jetzt, wenn alle Geheimnisse von allein zu mir kommen,
heuchle ich Trauer, denn indem ich dir gestatte, mir weh zu tun,
habe ich mein Wissen überprüft.

AN DEN KÖRPER

Du hast dich für Beweise aufgebraucht: heute zwei Gläser Wasser,
morgen vier. In schrecklicher Vorahnung schlugst du schleppend,
als schluckte in jedem Vorhof ein weiteres Mikroherz,
das im Nu mit Kraft gefüllt werden kann.
Alles ist besser als tatenlos da zu sitzen.
Doch weißt du noch, die Wunde die sich – wie ein Kissen – zum Gewebe wendet,
reißt immer an der Hautoberfläche ihren klaffend roten Mund auf,
unempfindlich gegen weiße Blutkörperchen, und du wüsstest sicher:
Hier hatte die Seele ihre Finger im Spiel.

Das Alter hilft dir, alles Überflüssige aufzugeben;
Schatten senkt sich auf deine Augen, die Finger werden zu Reisig
in dem kaum Platz für ein Menschennest ist.
Und dennoch, wenn du an dich denkst, mein Körper,
alles, was du eigentlich wolltest, waren
zwei Wirbelsäulen.

WARM, WÄRMER

*Vergeblich befindet ihr euch in Entfernung zur Sonne,
ihr werdet sie nicht für euch gewinnen;
sie ist, bei Gott, auf der Seite des Bösen.*

Mirko Kovač, *Gubilište [Das Schafott]*

Wir haben nicht viel Zeit, Liebster. Während wir reden,
bin ich bemüht, nicht vom Licht geblendet zu werden, doch schon bald,
ewig dem Schatten hinterher, betreten wir unsere Wohnstätten,
weiße Urnen, in denen lebhaft jedes einzelne Lumen der Julisonne lodert.
Deine Hände sind zwei große Öfen und – oh, sieh mal,
mein Körper verlässt sie, sonnengebräunt und spröde.

Noch nie sah ich dich so traurig. Sogar hier,
auf eine uns ungeahnte Weise, atmen die Wunden,
und der ungeschützte Ort wird erst zu Brandresten
deretwegen du heute kein Auge zutun wirst. Hier, wo du bist,
im Garten verheimlicht ein kleiner Ahorn deine Großzügigkeit,
und winzige Düsen, die ihm die ganze Nacht ins Ohr geflüstert haben
offenbaren einen bleichen, tumorösen Hinterkopf; dank dir
hat dieser Baum einen zarten Bestattungsglanz bekommen.

Wir haben nicht viel Zeit, Liebster, schon ist Mittag,
selbst die widerspenstigsten Pflanzen schreien nach Regen. Alles geht vorbei.
Im Nu wird die Heilung deiner schmerzenden Frostbeule
eine ganz falsche Erinnerung an den Sommer sein, seinen schweren Geruch,
der den Toten nahe ist, und die Luft – wie das Zimmer – stickig
und eng.

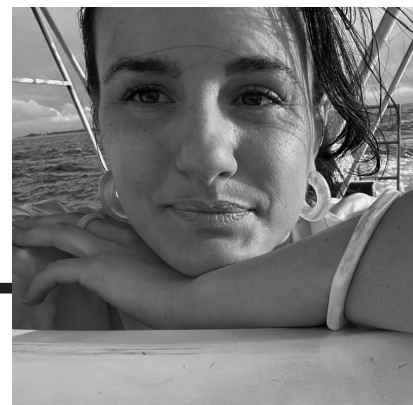
Als hätte sie dich gehört, erlischt sie endlich, die Welt.
Nur die Dunkelheit ist trotz allem unermüdlich.



DRAMA

Marija Mihaljević
75 DAS UNVERÖFFENTLICHTE
TAGEBUCH DER KATERINA RADONJIĆ

DAS UNVERÖFFENTLICHTE TAGEBUCH DER KATERINA RADONJIĆ



Marija Mihaljević

OFF

Katerina Radonjić, geboren im 18. Jahrhundert in Njeguši, in der Guvernadurenfamilie Radonjić, gilt als die erste montenegrinische Autorin. Das »Unveröffentlichte Tagebuch der Katerina Radonjić« stellt in Form eines Monodramas die freie Adaption ihrer Handschrift »Kurze Beschreibung von Zeta und Montenegro« sowie des Buches »Montenegrinische Theokratie« von Professor Radovan Radonjić dar.

Alles, was nun folgt, ist durch historische Ereignisse und Persönlichkeiten inspiriert und gehört nicht zur dokumentarischen Überlieferung.

Die Wände des Innenhofs sind von Scheinwerfern erleuchtet.

Man hört leise klassische Musik. Die Kellner empfangen die Gäste und schenken Getränke aus.

Es wird dunkel.

Katerina kommt in einem schlichten weißen Kleid die Treppe hinab. Sie trägt zwei Steine in der Hand.

GEBURT

Für mich beginnt alles im Jahr 1737. An einem Ort, wo die Geburt einer Tochter nicht gefeiert wird und sehr still vonstattengeht.

Doch ist mir wohl bewusst, dass in der Brust, die mich empfängt, die Freude lodert. Ich vernehme das Herz meiner Mutter. Unter ihrem Herzen ward mir einst kund, zu erspüren, wann sie glücklich ist.

Man sagt, hier habe jeder Stein eine Seele.

Von Steinen umgeben befinde ich mich auf einem weiten Feld, am Fuße eines Berges,

Marija Mihaljević (1994, Cetinje) spezialisierte sich auf den Fachbereich Dramaturgie an der Fakultät für darstellende Künste, darauf aufbauend setzte sie ihr Masterstudium in Theater- und Filmproduktion fort und schloss ein Austauschsemester an der Universität La Sapienza in Rom in einem verwandten Bereich ab.

Foto: privatna arhiva

der sich erhebt und dabei an eine Art Amphitheater erinnert. Die Menschen hier treiben Handel, Ackerbau und Viehwirtschaft; nicht weit von unserem Haus ist bereits das Meer zu sehen. Auf dem Meer gelangen Handels- und Passagierschiffe in die nahe Boka, weshalb hier oft Markttag ist. Dies sind mir die liebsten Tage, denn dann herrscht hier Glückseligkeit. Die Menschen reichen einander die Hände.

Auch wir sind oft dort, um Handel zu treiben. Mein Bruder Stanko hat dort schreiben gelernt. Während ich auf ihn wartete, stellte ich mir oft vor, wie ich diese Buchstaben zeichnete. Sein Lehrer hatte ihm erklärt, mit Buchstaben könne er viel mehr erreichen als mit dem Krummsäbel oder einer Pistole. Wie sehr wünschte ich, das wäre wahr, denn es hieße ja, dass auch ich zu einer Schlacht beitragen könnte.

Unser Haus hat einen Innenhof und eine eigene Kirche, doch am meisten hebt es sich durch das Ansehen seiner Bewohner hervor. Deshalb werden meine Brüder eines Tages Guvernaduren, verantwortliche Krieger, montenegrinische Konsuln und weltliche Beamte sein.

In der Nähe meines Hauses befindet sich der Ort, wo alle wichtigeren Versammlungen stattfinden. Wird eine einberufen, setze ich mich gern auf einen Stein und lausche heimlich den versammelten Stammesoberhäuptern.

Meist ist von Schlachten, Bündnissen oder Stammesstreitigkeiten die Rede, doch ich wollte schon immer viel lieber über Musik, Natur oder Geschäfte nachdenken. Einmal, in Kotor, hörte ich von einem Poeten aus Budva, Krsto Ivanović. Seine musikalischen Dramen wurden in Venedig, Wien und Piacenza aufgeführt. Wenn doch bloß bei unseren Zusammenkünften über Kunst oder Wissenschaft diskutiert würde!

HERANWACHSEN

Mein Land ist leider zwischen der Venezianischen Pforte auf der einen und der Osmanischen Pforte auf der anderen Seite eingezwängt. Es liegt im Mittelmeerraum, aus diesem Grund werden wir oft von Kriegen und Hungersnöten heimgesucht.

In diesem Land befindet sich der Mensch inmitten eines Konflikts zwischen Großmächten und lebt mit einem überwältigenden Bedürfnis, er selbst zu bleiben. Um seine Freiheit und Ehre zu schützen, hält er ständig ein Gewehr in der Hand.

Ich sehe jeden Kampf mit eigenen Augen, denn jede solide Verteidigung wird in dem Haus geschmiedet, in dem ich aufwuchs. Stanko, Vukale und Joko fragen mich stets nach meiner Meinung.

Frieden kehrt dann ein, wenn verschiedene Geschichtsschreibungen miteinander in Einklang gebracht werden. Das Einzige, worüber sich hierzulande wohl alle einig sind, ist, dass die Osmanen die größten Feinde unseres Landes sind und wir mit Russland den christlichen Glauben teilen.

Die Priester und Metropoliten haben einen großen Einfluss auf das Volk. Dies rührt vom übermächtigen Bedürfnis des Menschen her, an jemanden sowie an etwas zu glauben. Doch ist Vertrauen eine unstete Angelegenheit, es erinnert mich an unser Geröll hier im Karst.

Sie sagen: Glaubt an Gott, ich aber sage: Glaubt an den Fortschritt, an die Gemeinschaft und die Gesellschaft. Denn die Kraft, die uns antreibt, geht nicht nur von Gott aus, sondern auch vom Menschen; sie ist weit mehr als das... sie schlummert im Weizenkorn, in der Windbewegung, im Mutterschoß, im Glockenhall und im Wort.

Doch Kriege und Blutvergießen drängen sich als das Einzige auf, worüber es nachzudenken gilt.

MONTENEGRO

Montenegro ist nicht zu schwach, um sich gegen die Türken zu verteidigen, vielmehr ist ein von schlechter Hand geführtes Volk überall schwach und arm.

Unsere Geistlichen, blind, gierig und unersättlich in ihrer Silberliebe, tragen ihren Teil dazu bei. Unter dem Deckmantel der Gottesanbetung und in ihrer heuchlerischen Frömmigkeit verblenden sie die Menschen so sehr, dass diese sich ihnen nach Belieben zuwenden. Unentwegt säen sie Zwietracht und Hass unter den Menschen, weshalb diese nie mit eigenen Augen schauen.

Die Priesterschaft versucht diese Leute in der Tiefe des Unwissens gefangen zu halten, um dadurch die Macht in ihren Händen zu behalten. Unter dem Anschein der Frömmigkeit und mit Hilfe von Aberglauben verhindern sie, dass nützliche Dinge wie Verfassungen und Bürgerrechte zum Gesetz werden. Wenn die Staatsversammlung tagt, nimmt die Priesterschaft immer zugunsten Russlands den ersten Platz ein, obwohl der Guvernatur unser wichtigstes Volksoberhaupt ist.

Die wissenschaftliche Unkenntnis im Volke gebiert tiefe Finsternis, weshalb der Klerus auch in weltlichen Dingen Macht bekommen hat, die ihm keineswegs zusteht. Soweit ich sehen kann, hat das Volk von den Geschäften, die den Metropoliten anvertraut sind, keinerlei Nutzen, sondern lediglich die Metropoliten selbst und ihre Familien.

Die heimische Bevölkerung lebt ohne Urteilsvermögen und kann Gut und Böse nicht unterscheiden.

Unwissen ist Blindheit, deretwegen sie zu bedauern sind, genau wie die Blinden, die nicht sehen und auch nicht sehen könnten, was schwarz oder weiß ist.

Am meisten bedrückt es mich, dass die Kunst verachtet und verschmäht wird. Schlimmer noch: Wer seiner Stellung entsprechend nach Kommerz und Bereicherung strebt, wird als fähig erachtet, und dennoch ist die Kunst für die Menschheit ebenso notwendig und wesentlich wie die Landwirtschaft, ohne die es kein Überleben gibt.

Obendrein wird man hier keinen einheimischen Künstler antreffen; zu diesen Zwecken werden Ausländer eingesetzt.

Wie gern bediente ich mich der Worte, um etwas zu bewirken. Doch hierzulande können nur schlimme, schwere Worte entstehen. Drum schweige ich.

HEIRAT UND TOD DES BRUDERS

Wir leben in ständiger Ungewissheit vor einem neuen Angriff der Türken. Alle schweigen beredt und schlucken ihre Angst hinunter. Was ich auch schmecke, es kommt mir wie Staub, Blut, Schießpulver oder Erde vor.

Alle denken, es sei leicht zu fliehen, wenn Schwierigkeiten auftreten. Am Anfang dachte ich auch so, aber denen, die bleiben, um zu kämpfen, bleibt die Lebendigkeit, die Zufriedenheit, die sie aus der eigenen Kraft schöpfen; sie wissen, dass sie nicht vor sich selbst schuldig sind; wenn sie kämpfen, wissen sie, dass es mutig ist zu kämpfen, und wenn sie sterben – sterben sie als Helden.

Dieses Land ist zu arm, um ohne mächtige Verbündete Krieg führen zu können. Russland gedenkt Montenegros einzig dann, wenn es einer Kriegslist bedarf; doch sobald ein Waffenstillstand mit den Türken geschlossen ward, vergessen sie ihre kleine Schutzbefohlene vollends. Dann bleibt allein der gemeine Krieger vor dem Feind, und an seiner Seite steht mein Bruder in vorderster Reihe. Solches erforderte bestimmte Verhandlungen. Wir hegten die Hoffnung, in Russland Beistand zu finden.

Im Gegensatz zu den Petrovićs und den Popen, die sich nur zu konsularischen Mission entsenden ließen, um von Zeit zu Zeit der Schlacht zu entkommen, kämpft mein Bruder Stanislav und wartet auf die erste friedliche Gelegenheit, damit wir wieder gemeinsam Petersburg besuchen können.

Auch Oberst Stefan wird wieder mit uns reisen. Stefan ... mit kühnem Schritt, breiten Schultern und warmem Blick. Er gehört der russischen Armee an und kämpft entschlossen für die Verteidigung unseres Landes, wenngleich Russland uns im Stich gelassen hat.

Seit ich ihn erblickt habe, kann ich mich in Gedanken nicht mehr von dem Vorhaben der Reise mit ihm losreißen, und wenn ein Gedanke uns nicht mehr loslässt, wird er allem Anschein nach zu unserem Schicksal. So war es auch. Die Schlachten verstummten, und wir machten uns bereit, um Unterstützung und Verbündete zu bitten. Ich bemühe mich, Stefans Blick nicht wahrzunehmen, denn darin sehe ich Glück. Doch das Glück fürchte ich, denn viel zu oft im Leben gehen Glück und Unglück Hand in Hand.

Nicht nur scheiterte unsere konsularische Mission, sondern mein Bruder wurde plötzlich von „einer seltsamen Krankheit“ heimgesucht. Immer wenn jemand nicht in

Russlands Pläne passt, wird er sofort auf unerklärlicher Weise krank.

Langsam überkam ihn die Schwäche. Stankos starker und so geschickter Körper liegt blass und schläfrig da. Mit jedem Tag geht es ihm schlechter. Sein in der Bevölkerung fest verankerter Ruhm als Krieger war eine Bedrohung für Ansehen und Einfluss der Bischöfe, sein Titel und seine Ansichten zur inneren Ordnung und Regierung waren eine Bedrohung für den Einfluss Russlands.

So endete sein Leben, ohne Schlacht und ohne einen abgefeuerten Schuss.

SEGMENTE DES ORIGINALBRIEFES VON KATERINA RADONJIĆ (OFF):

Meiner Frau Mutter, meinem Bruder Vukale, Joko und allen Radonjićs. Ich will euch mitteilen, dass wir im Mond des Ianuarius gesund nach Petersburg gelangt sind, doch im März wurde unser geliebter Bruder Stano krank und siechte zwölf Tage dahin, um gemäß dem Willen Gottes im selben Monat am siebten Tage heimgerufen zu werden und uns in großer Trauer und Wehleid zu hinterlassen. Doch was sollen wir thun – es war der Wille Gottes, dem er sich, wäre er daheim gewesen, auch nicht hätte entziehen können. Doch auch um ihn ist es mir nicht so weh ums Herz wie um ganz Montenegro, warum hätte er auch am Leben bleiben sollen wenn wir uns noch nicht einmal ausmalen konnten, was Montenegro widerfahren würde, und dann... Ich bleibe ihre ergebene Tochter Katerina Radonjić – Am Tage 24. des Monat Julius im Jahre 1758 in Sankt Petersburg.

TRIEST

Die Rückkehr nach Montenegro würde für mich bedeuten, der Tatsache ins Auge zu sehen, meinen Bruder nie wiederzusehen. Dort weiterzuleben hieße, mit allen Problemen konfrontiert zu sein, die dort vorherrschen, und gegen die mit Geist und Vernunft schwer anzukämpfen ist.

Ich bin in Triest. Porto Franco und cita del mondo. In dieser Stadt brummt der Schiffsverkehr und der freie commercio adriatico sowie der commercio mondiale. An Plätze und europäische Höfe reihen sich Theatersäle. Französische Reisetheater kommen in die Stadt und ihre Dichter verhöhnen die menschlichen Fehler. Seit Maria Theresia diesen Ort zum Freihafen erklärt hat, sind Menschen aus aller Herren Länder hergezogen. Die Regina regiert gleichberechtigt über Lu-

theraner, Katholiken, Unitarier und die Metropole von Karlovci.

Stellen Sie sich vor, Calvinisten und Lutheraner aus der Mitte Europas, Armenier aus Persien, orthodoxe Griechen und Illyrer, Juden ... Ihre gemeinsame Leitlinie ist es, den Ort, an dem sie leben, zu einem besseren Ort zu machen. Religion und Herkunft stehen weder im Mittelpunkt noch lassen sich die Menschen davon leiten. Dort, wo der Canale Grande ist und der zentrale Platz, hängt eine Tafel. Auf dieser sind gleichberechtigt alle Sprachen der Bürger angeschlagen und dienen dem Gedankenaustausch.

Mio sogno e qua. Mein Kindheitstraum befindet sich genau hier. Stefan und ich von einer anderen Welt umgeben, doch die Gedanken sind immer auf den montenegrinischen Kampf gerichtet. Ich habe keine Kraft, dorthin zurückzukehren, noch nicht einmal auf Besuch. Jeder Berg und jeder Stein erinnern mich an das Leid und die Not, mit denen mein Volk zu kämpfen hat. Meine Familie hat den Kampf fortgesetzt, und der Titel des Guvernadur steht ihnen jetzt durch Geburtsrecht zu. Wie soll ich den jungen Seelen bei der Schlacht zusehen, die auch meinen Bruder bezwungen hat?

Ich weiß, was dem montenegrinischen Volk der Glaube bedeutet, deswegen schenke ich ihnen eine Glocke, für die Familienkirche, in der ich geheiratet habe.

Ihr Hall soll durch jene Berge ziehen, er soll ihre von der Kirche eingekullten Köpfe ausnüchtern und sie stets an Stankos Opfer erinnern, jedoch ein Opfer mit Bürgervision. Sollen sie in ihrer Brust jene kosmische Macht spüren, die die Welt bewegt.

ALTER

Die Tage verbringe ich in Erwartung von Briefen und Nachrichten. Von uns, Kara Mahmud Pascha, schreibe ich nach Montenegro an den Guvernadur Ivan Radonjić, an die Serdaren, Woiwoden, Fürsten und alle Montenegriner einen Gruß.

Es ist die Rede von einem mysteriösen alten Heiler, der nach Montenegro gekommen ist und dem es, ohne in die Stammesbeziehungen überhaupt verwickelt zu sein, gelungen ist, Herrscher der Völker zu werden. Man sagt, er sei aus Russland gekommen, er ähnele einem Zaren ...

Wenn es denn unbedingt ein Fremder sein muss, der seinem Dienst gemäß die Hauptrolle übernimmt, so sollte doch jemand aus unserem Volk wachsam seine Schritte verfolgen.

Die Venezianer bauen ein Krankenhaus in Kotor, da sie mit Konflikten rechnen; die Russen schicken nun Dolgorukow mit der Mission, Šćepan von der Herrschaft zu entbinden. Dass sich die Großen an der Selbstständigkeit unseres Landes stören, ist der Beweis, dass es wahrhaftig keinen Verbündeten hat. Mit ihnen sollte jede Verhandlung schriftlich geführt werden und die Dinge darin klar definiert sein.

Sie haben das Kloster in Cetinje niedergebrannt, kein Stein steht dort mehr auf dem anderen. Mein Vetter Jovan ist in die Fußstapfen seines Vaters getreten und befiehlt die Armee in den Bergen. Diesmal haben sich die Petrovićs nicht versteckt, sondern den montenegrinischen Kampfgeist gemeinschaftlich gestärkt.

Schon bald erwartet er bewaffnete Unterstützung von hier. Montenegro hatte noch nie einen so gefährlichen Gegner wie den berühmten Kara Mahmud Pascha. Aus Wien wurden 30.000 Liter Schießpulver herangeschafft, 60.000 Liter Blei und weitere Waffen. Die Montenegriner sind zahlenmäßig sechsfach geringer, dies ist die einzige Gelegenheit, die Unabhängigkeit zu erkämpfen. Diese Schlacht ist wichtiger als alle vorigen, denn um zu siegen, muss man in der größten Schwäche auch die größte Stärke haben.

SEGMENTE DES ORIGINALBRIEFES VON KARA MAHMUD PASCHA (OFF):

Von uns Kara Mahmud Pascha schreibe ich nach Montenegro dem Guvernadur Ivan Radonjić, den Serdaren, Woiwoden, Fürsten und allen Montenegrinern einen Gruß. Wo ist euer Verstand geblieben, dass ihr nicht in Frieden verharrt und euch vor dem Zaren nicht verneigt? Wisset, Montenegriner, dass ein schweres Heer gegen euch zieht, so gewaltig, dass selbst die Erde es kaum zu tragen vermag, geschweige denn ihr ihm euch zu widersetzen vermöget. Darum schreibe ich euch, zu eurem Besten, auf dass ihr nicht unbedacht handeln möget."

Skadar, 1774

SEGMENTE DES ORIGINALBRIEFES VON JOVAN RADONJIĆ (OFF):

Von uns, Ivan Radonjić, Serdar, Fürst und allen Montenegrinern ein Gruß. Wir harren deiner fröhlich an unseren Grenzen.

Cetinje, 1774

Zu uns gelangt die Kunde, Kara Mahmud Pascha habe sein Leben in Krusi gelassen. Ich spüre, dass eine neue Ära für Montenegro anbricht.

Doch ohne Aufklärung der Menschen wird es weder eine Befreiung des Menschen von der Entfremdung geben, noch kann seine Emanzipation von religiösen und politischen Irrtümern stattfinden.

TOD

Das Ableben ist ein Geheimnis nur für die, die kein Gehör haben, denn Leben und Tod finden gleichzeitig statt und kreisen wie die Wiederholung von Tag und Nacht. Viele fürchten sich vor dem Tod, er flößt ihnen Angst ein. Ich meinerseits ... ich fürchte mich nicht.

Ich habe das Fenster geöffnet. Die Menschen hier sind wirklich gerne fröhlich. Also – es ist ganz einfach, sehen Sie, wie der Übergang von einem Raum in den anderen. Ich gehe.

Katarina lässt eine Stoffpuppe auf der Bühne, die sie zuvor angefertigt hat. Sie geht die Treppe hinab und unter die Menschen.

Und Sie? Wissen Sie schon, wohin Sie gehen?

Ein Mädchen kommt herein. Sie nimmt eine Stoffpuppe und spielt auf der Bühne.

OFF – Antworten verschiedener Mädchen (10 – 13) auf die Frage, in was für einer Gesellschaft sie gerne leben würden. Musik.



ESSAY

Nada Bobičić

83 EIN PRAKTISCHER LEITFADEN FÜR
LITERATURPREISE ODER:
WARUM TRAGEN LITERATURPREISE
KEINE FRAUENNAMEN?

EIN PRAKTISCHER LEITFADEN FÜR LITERATURPREISE ODER: WARUM TRAGEN LITERATURPREISE KEINE FRAUENNAMEN?

Nada Bobičić



Eine Geschichte darüber, dass Schriftstellerinnen in der Regel keine Literaturpreise gewinnen, beginnt meist mit Zahlen. Zeigen die Zahlen also das bestehende Ungleichgewicht zwischen den Geschlechtern auf, ist dies als unwiderlegbares Argument für eine Aussage zu nehmen, die den meisten intuitiv klar ist: Im literarischen Bereich sind einige gleicher als andere, andere wiederum weniger gleich.

Im Gegensatz zum Monitoring der Berichterstattung über Schriftstellerinnen oder zur feministischen Forschung zum Schulkanon, die jeweils komplexere Analysemethoden erfordern, reicht es bei Literaturpreisen schon aus, durchzuzählen, wie oft der Preis an einen Autor ging und wie oft an eine Autorin. Somit wurde der Nobelpreis für Literatur in einer Tradition, die mehr als ein Jahrhundert umfasst, lediglich an 16 Schriftstellerinnen verliehen, das sind 13,7 Prozent der insgesamt 117 Preisträger. Einer der renommiertesten Preise im englischsprachigen Raum, der Man Booker Prize, wurde seit dem Jahr 1969 32 Mal an Männer und 18 Mal an Frauen verliehen, was prozentual etwa dreißig Prozent entspricht. Erst im vergangenen Jahr wurde Bernardine Evaristo als erste Frau aus der BIPOC-Community damit ausgezeichnet.

Statistische Daten zur Westbalkan-Region wurden beim letztjährigen *Vox Feminae*-Festival von Literaturkritikerinnen aus mehreren Ländern des ehemaligen Jugoslawien vorgestellt.

So lieferte die Kritikerin Dara Šljukić von der Gruppe *Pobunjene čitateljke* [Aufständische Leserinnen] folgende Informationen über die in Serbien verliehenen Auszeichnungen:

Nada Bobičić schloss ihr Bachelor- und Masterstudium am Lehrstuhl für Allgemeine Literaturwissenschaft und Literaturtheorie der Philologischen Fakultät der Universität Belgrad ab. Anschließend schloss sie ein weiteres Masterstudium in Kulturwissenschaft sowie ein Promotionsstudium im Fach Kultur und Medien an der Fakultät für Politikwissenschaft in Belgrad ab. Seit 2012 veröffentlicht sie regelmäßig Literaturkritiken auf zahlreichen Literaturportalen und in den Medien der postjugoslawischen Region. Sie nahm an der internationalen Weiterbildung für junge Kritiker *Criticize This!* teil und wurde 2013 mit dem Preis für die beste junge Literaturkritikerin der Region ausgezeichnet. Im Kulturzentrum *Studentski grad* in Belgrad leitete sie vier Jahre lang einen Workshop für Literaturkritik, der mit der Veröffentlichung des Handbuchs *Kritikuji! Priručnik za kreativno čitanje i kritičko pisanje* [Kritisiere! Handbuch für kreatives Lesen und kritisches Schreiben] abgeschlossen wurde. Seit 2014 ist sie Mitglied der Gruppe „Pobunjene čitateljke“ [Rebellische Leserinnen] und Redakteurin des Literaturkritik-Portals *Bookvica.net*. Im Rahmen dieser Tätigkeit hat sie 2018 den Sammelband *Rat iz dečje perspektive* [Der Krieg aus Kinderperspektive] herausgegeben, war Teil des Teams, das ein Monitoring der Literaturkritik aus Genderperspektive durchführte und gehörte zu den Gründerinnen sowie der Jury der ersten regionalen Literaturauszeichnung „Štefica Cvek“.

Foto: Mladen Savković

Name des Preises	Werk eines Autors	Werk einer Autorin
NIN – für den besten Roman des Jahres	62	5
Andrić-Preis	35	7
Vital-Preis	23	2
Meša Selimović (wird von der Zeitung <i>Večernje novosti</i> verliehen)	35	2
Biljana Jovanović	9	6

In Kroatien beispielsweise wurde der *tportal*-Preis für den besten Roman des Jahres bisher an Bücher von zehn Autoren und drei Autorinnen verliehen. Auch bei Preisen, die erst vor Kurzem ins Leben gerufen wurden, ist es nicht besser, beispielsweise beim *Fric*-Preis für das beste belletristische Buch Kroatiens, das von der Wochenzeitung *Express* verliehen wird: Alle vier bisher verliehenen Preise gingen an Schriftsteller. Den Janko-Polić-Kamov-Preis, der für das beste literarische Werk in kroatischer Sprache verliehen wird, erhielt bisher nur eine Autorin – demgegenüber fünf männliche Autoren. Nicht nur beim Roman, sondern auch in der Lyrik bleibt die Lücke gleich, wie die Daten zum *Goranov-vijenac*-Preis zeigen: Er wurde insgesamt 49 Mal verliehen, wobei Dichterinnen den Preis nur neun Mal erhielten.

Ein etwas besseres Verhältnis zeigt sich beim Fran-Galović-Preis, der für das beste Buch in Heimatliteratur ausgelobt wird und insgesamt 24 Mal verliehen wurde, ein Drittel davon, also acht, ging an Schriftstellerinnen. Ähnlich verhält es sich mit dem Ksaver-Šandor-Gjalski-Preis, der vom kroatischen Schriftstellerverband für das beste veröffentlichte Prosawerk verliehen wird: Von insgesamt siebenunddreißig (mit Ausnahme des Jahres 1983, als kein erster Platz vergeben wurde, aber zwei Autoren den zweiten und dritten Platz machten), waren Frauen achtmal Preisträgerinnen, Männer hingegen 29-mal. Im Durchschnitt sind Frauen also in weniger als einem Zehntel oder allenfalls in bis zu einem Drittel der Fälle die Laureatinnen. Natürlich ist dieser Überblick nicht vollständig, da es auch eine Hyperproduktion von Literaturpreisen gibt, aber aufschlussreich ist er allemal. Als besonders interessantes Beispiel ragt der Verlag V.B.Z. heraus, mit seiner Auszeichnung für den besten unveröffentlichten Roman, für den Manuskripte anonym unter einem Code eingehen, und bei dem Parität erreicht wurde: Von den bisherigen 18 Gewinnern sind acht, also fast die Hälfte, Autorinnen.

Ein Negativtrend ist auch bei einflussreichen regionalen Preisen zu erkennen, wie dem Meša-Selimović-Preis für den besten Roman in Bosnien und Herzegowina, Kroatien, Serbien und Montenegro. Bis 2020 wurden 20 von Männern geschriebene Werke zum Roman des Jahres gekürt, jedoch nur drei von Frauen. Beim Preis Mirko Kovač ist die Geschlechterklüftung von Genre zu Genre unterschiedlich – bei Drama und Essay ist sie etwas schmaler. In der Kategorie für das bes-

te Werk eines jungen Autors haben ihn zwei Autoren für Romane bekommen, eine Autorin für Drehbuch und eine für Roman bis 2019/20, doch in der Kategorie Roman keine einzige Frau. Handelt es sich also um den Roman als Prestige-Genre, ist von sieben Preisträgern nur eines eine Frau.

Die Daten über die Preisträger stimmen mit den Daten über das überwiegend männliche Geschlecht der Autoren überein, deren Werke in die engere oder engste Auswahl gelangen (in Fällen, in denen diese veröffentlicht werden, im Gegensatz zum völlig intransparenten Verfahren des Nobelkomitees). Zwei der jüngsten eklatanten Beispiele dafür sind die Shortlists für den *Fric*-Preis und die engste Auswahl für den *NIN*-Preis, zu denen dieses Jahr kein einziges Buch einer Autorin aufgenommen wurde. Obwohl Frauen in den Vorjahren in den Shortlists vertreten waren und es im Falle des *NIN*-Preises, der eine längere Tradition hat, gelegentlich (wenn auch als Ausnahme) weibliche Preisträgerinnen gab, zeigen die oben genannten Daten deutlich, dass keine dieser beiden Auszeichnungen auch nur annähernd geschlechtergerecht ist. Ähnlich verhält es sich, wie wir zu zeigen versucht haben, mit den meisten anderen Auszeichnungen in den verschiedensten literarischen Genres – mit ein paar wenigen leuchtenden Ausnahmen.

Die Zahlen zeigen eindeutig, dass ein Problem besteht, geben aber für sich allein betrachtet keine Antworten; sie sind nur eine Warnung, die Spitze des Eisbergs. Was ist die Ursache dafür? Oder genauer gesagt: Welche möglichen Gründe führen zu dieser so offensichtlichen *Folge*, dass die Literatur von Frauen nicht ebenso ausgezeichnet und gewürdigt wird wie das Schaffen von Männern?

Unter der Spitze des Eisbergs

Die feministische Literaturtheorie analysiert in ihren verschiedenen Phasen bereits seit etwa hundert Jahren die zahlreichen und komplex miteinander verbundenen Aspekte der Ungleichbehandlung von weiblichem Schaffen in der Literatur. Einige der Hauptursachen dieser Art von Ungleichgewicht hängen mit der gesellschaftlichen Nichtgleichberechtigung von Frauen zusammen – sie sind wirtschaftlich abhängiger, durch unbezahlte Hausarbeit doppelt belastet und ungleich häufiger Opfer jeglicher Art von Gewalt im Vergleich zu (was besonders hervorsticht) cis weißen Männern aus höheren Schichten, aus kapitalistischen Machtzentren. In diesem

Kontext werden Frauen verschiedener Identitäten, besonders die mehrfach marginalisierten, entmutigt – und zwar systematisch und kontinuierlich – die Tradition weiblicher Solidarität zu erforschen, ihnen wird der Zugang zu Bildung erschwert und ihren Erfahrungen weniger Bedeutung beigemessen.

All dies wird durch Literatur auch vermittelt und fortgeführt – durch alle Ebenen der Bildung, durch Verlagswesen und Werbung und schließlich durch die Auszeichnungs- und Bewertungssysteme, wobei Poetiken, die sich auf die Erfahrungen von Männern konzentrieren, dominant sind. Die im 20. Jahrhundert und in unserer Region extrem ausgeprägte Kreativität der Frau, zu der es mittlerweile zahlreiche, oft auch per Mausclick abrufbare Studien gibt, wie etwa *Knjiženstvo* (sie reicht noch weiter in die Vergangenheit), ist eine völlig unbekannte Größe. Schriftstellerinnen werden in den Lehrplänen der Schulen nicht unterrichtet, ihre Poetik ist den Literaturjürs unbekannt, denn sie als einzige und höchste Geschmacksinstanz erkennen die Linie an, die von Andrić, Selimović und Krleža zu zeitgenössischen Schriftstellern führt, die über Krieg und die Nachkriegszeit aus männlicher Sicht. Die logische Konsequenz daraus ist, dass Autorinnen keine Auszeichnungen erhalten, selbst wenn sie wie in den Vorjahren höhere Auflagen und ein größeres Publikum erreichen.

Daher ist die *grundsätzliche* Nichtauszeichnung von Frauen mit ganz seltenen Ausnahmen eine Folge der bereits bestehenden ungleichen Machtverhältnisse im literarischen Bereich, die einerseits die Grundlage für selbstbewusste Ignoranz männlicher Kollegen bildet und auf der anderen Seite das systematische *gaslighting* der Erfahrungen von Frauen sowie die implizite oder explizite (je nachdem, ob sie von einem eher liberalen oder konservativen Teil der Literaturszene vorangetrieben wird) Herabwürdigung der sehr vielfältigen Poetik weiblicher Schriftstellerinnen.

Aus diesem Grund zählen wir Jahr für Jahr, wer Literaturpreise (nicht) gewonnen hat, über wen (weniger) in den Medien geschrieben wird, wer (nicht) in Programmen spricht, wer (keine) Angebote erhält, Kolumnen für verschiedene Medien zu schreiben, also genau genommen wer im Hintergrund arbeitet, wer Kunst produziert, organisiert, moderiert, übersetzt oder katalogisiert.

Daher gibt es auf jeden Einwand und jedes Argument, selbst wenn es buchstäblich auf statistischen Daten beruht, immer eine

(Quasi-)Antwort von denjenigen, die das Privileg und die Verantwortung haben, literarische Produktion zu bewerten. Nachfolgend finden Sie einige der häufigsten Ausreden, gefolgt von Vorschlägen, was anstelle von Ausreden konkret getan werden könnte, damit die Literaturszene keine Bastion der Geschlechterkluft bleibt, sondern aktiv zur weiteren Emanzipation der Frauen und damit zur Kultur insgesamt und letztendlich der gesamten Gesellschaft beiträgt.

1. Frauen veröffentlichen nicht so viel wie Männer, und Literatur ist keine Volkszählung. Autorinnen produzieren einfach weniger.

Da sie also weniger aus eigenem Antrieb schreiben (vielleicht sind sie auch weniger fleißig als ihre männlichen Kollegen?), hat die Jury lediglich die Möglichkeit, auf die bestehende Situation zu reagieren, kann aber nicht eingreifen. Wenn sie einfach nur schreiben würden, würde die Jury sie gerne für ihre Mühe belohnen.

Doch warum erfüllen die Bücher weiblicher Autorinnen, selbst wenn sie es in die engere Auswahl schaffen, meist nicht die höchsten Standards? Und was ist die Begründung dafür, dass so viele hervorragende literarische Werke von Autorinnen sowohl in der Vergangenheit als auch heute nicht die Wertschätzung erfahren, die sie verdienen (z. B. Daša Drndić)?

2. In den Jürs sitzen auch Frauen, und es kann gar nicht sein, dass diese für die Erfahrung von Frauen nicht sensibilisiert sind, dennoch geben sie ihre Stimme den männlichen Autoren.

Zuerst sei gesagt, dass Frauen meist nicht gleichmäßig in den Jürs vertreten sind, sondern gewissermaßen nach Quote hinzugefügt werden. Beispielsweise war beim NIN-Preis von fünf Jürmitgliedern meist entweder eine oder gar keine Frau. Lediglich in einem kurzen Zeitraum (2015 – 2018) nahmen zwei Frauen an der Jürarbeit teil, in dem Fall aber erneut in der Minderheit.

Des Weiteren gehören nicht alle Frauen derselben poetischen Strömung an. Nur weil sie Frauen sind, heißt das nicht automatisch, dass sie die feministischen Ansätze in der Literatur kennen, noch dass sie wegen eines Aspekts ihrer Identität zwangsläufig die derzeit marginalisierten Poetiken kennen müssen. Ähnlich wie ihre männlichen Kollegen haben sie dasselbe Bildungssystem durchlaufen, sie bewegen sich im selben männerdominierten Literaturbetrieb.

Und schließlich besteht die Jury aus Männern, und je größer das Privileg, desto

höher die Verantwortung. In dem Zusammenhang ist es nicht nur die Verantwortung von Frauen, für Geschlechtergleichberechtigung zu kämpfen, sondern eines jeden Mitglieds der Gesellschaft und somit auch aller Kulturschaffenden.

3. Im Zusammenhang damit möchten auch viele Autorinnen »gleichbehandelt werden wie ihre männlichen Kollegen, ungeachtet des Geschlechts«.

Wenn bisher die Auswahl geschlechtsneutral war, wie kann es dann eine solche Kluft geben, wie durch die Daten eindeutig belegt, dass Männer zu über 80 % vertreten sind. Gerade der feministische Anspruch gründet ja auf der Idee, die nötigen Voraussetzungen zu schaffen, dass Schriftstellerinnen gleichbehandelt werden, denn bisher waren sie das nicht.

4. Themen, die Frauen behandeln, sind meist persönlich, nicht universell, die Jury interessiert sich jedoch nur für Text.

So etwas wie »nur Text« gibt es nicht, denn weder entsteht er im Vakuum noch können diejenigen, die ihn bewerten »neutral« sein. Ein Teil ihrer Arbeit ist es, ständig die Verhältnisse der Szene kritisch zu hinterfragen. Dass männliche Erfahrungen ermutigt wurden, Gegenstand der Darstellung zu sein, heißt nicht, dass sie die einzigen sind, geschweige denn universell. In den Poetiken der Gegenwart ist es klar, dass Polyphonie die Möglichkeit einer vollständigeren und gerechteren Darstellung der Welt ermöglicht.

Was ist konkret zu tun?

1. Wir müssen endlich dazu übergehen, Schriftstellerinnen die Preise auch wirklich zu verleihen und sie nicht nur gelegentlich in die engere Auswahl aufzunehmen.

2. Auszeichnungen sollten nicht mehr fast ausschließlich nach den Namen und Spitznamen männlicher Autoren benannt werden.

3. Wir müssen uns mehr mit der Arbeit von Frauen aus früheren Epochen vertraut machen, da uns im Bildungskanon eine überraschend große Menge wertvollen literarischen Materials aus diesem Korpus vorenthalten bleibt.

4. Fördern Sie das zeitgenössische literarische Schaffen von Frauen – indem Sie regelmäßig die von ihnen veröffentlichten Bücher lesen, interpretierende Texte über sie schreiben und sie zu Festivals und Literaturprogrammen einladen. In diesem Prozess haben alle Beteiligten im Literaturbetrieb – von den

Verlagen über die Kritik bis zur Rezeption – die Möglichkeit, auf Reformen im gesamten Feld hinzuwirken, die sich wiederum positiv auf die Preisverleihungspraxis auswirken.

5. In allen Bereichen ist Parität anzustreben. Quoten sind kein Selbstzweck, sondern lediglich ein Indikator bereits bestehender Ungleichheit. Die Hälfte der Menschheit besteht aus Frauen, daher ist eine weibliche Beteiligung von 0 bis – in den seltensten Fällen – 30 % keine Parität. Solange der Bedarf nach Zahlen besteht, ist keine Gleichheit hergestellt.

6. Wenn Sie Jury-Mitglied sind, sollten Sie bei der Bewertung von Büchern und der Erstellung von Shortlists die Vielfalt der Produktion berücksichtigen, und nicht nur das Genre. Dominiert in der Auswahl eine ausschließlich männliche Perspektive bevorzugende Poetik? Spiegelt Ihre Auswahl wirklich die gesamte Breite der aktuellen literarischen Produktion und der menschlichen Erfahrung im Allgemeinen wider?

7. Wenn Sie als Autor feststellen, dass Ihre Kolleginnen nicht gleichberechtigt behandelt werden, lehnen Sie den Preis ab und/oder beteiligen Sie sich gemeinsam mit Ihren Kolleginnen an einem Boykott des Preises.

8. Alle männlichen Autoren für mindestens drei Jahre aus allen Bewerbungen für Literaturpreise ausschließen, oder im besten Fall als Minderheit in der breiteren oder eventuell engeren Auswahl zulassen. Das literarische Schaffen von Frauen war jahrzehntelang de facto ausgeschlossen; ein Kurswechsel ist nötig, um es in den Fokus zu stellen. Diese Forderung ist nicht in dem Maße radikal, wie sie scheint. Gegenüber Jahrzehnten der Ungleichheit sind drei Jahre fast eine symbolische Geste, die potenziell helfen könnte, das Schaffen von Autorinnen endlich vorurteilsfrei zu behandeln.

9. Angestrebt werden muss eine gründliche Rekonzeptualisierung bisheriger Praktiken der Preisvergabe, da diese die Literatur auf einen Wettbewerb reduzieren und ausschließlich kommerziellen Aktivitäten dienen, ja oft sogar im direkten Interessenskonflikt verliehen werden. Eher sollte man über Verfahren der kollektiven Interpretation und kritischer Bewertung literarischer Texte nachdenken, und zwar nicht nur einmal jährlich, sondern kontinuierlich. Notwendigerweise muss dafür gesorgt werden, dass Frauen aus verschiedenen Berufen im Literaturbetrieb sowie auch Leserinnen an solchen Aktivitäten beteiligt werden müssen.

10. In Gesprächen über Literatur, bei verlagspolitischen Konzeptionen sowie Vermarktungsaktivitäten und schließlich bei den Texten selbst sollten zeitgenössische literaturtheoretische Ansätze die Leitlinie sein: feministische, antikoloniale, queere, ökologische und engagierte. Also jene Ideen, die auf der Hinterfragung von Hierarchien fußen und nicht etwa auf deren Aufrechterhaltung.

